

Ist, was mein ist, stets auch dein?
Eine alte Tugend, neu buchstabiert.
Vom Charme und Stress des Teilens.

DOSSIER > SEITEN 5-8



BILD: KEVSTONE

reformiert.

saemann / BERN-JURA-SOLOTHURN

EVANGELISCH-
REFORMIERTE ZEITUNG FÜR
DIE DEUTSCHE UND
RÄTOROMANISCHE SCHWEIZ

NR. 2 | FEBRUAR 2013
WWW.REFORMIERT.INFO

INFOS AUS IHRER KIRCHGEMEINDE

> 2. BUND



Wird die Kluft zwischen Arm und Reich grösser? Etwelche Volksinitiativen befassen sich mit der Verteilgerechtigkeit



ILLUSTRATION: RUEDI WIDMER

Emil und der Songcontest

HEILSARMEE. Mit dem Pop-song «You and me» ist er berühmt geworden: als Bassist der Salutistenband, die das CH-Finale des Eurovision Song Contest gewann. Dabei mag Emil Ramsauer, 95, viel lieber Blechmusik. > SEITE 12

ISRAEL

Verurteilen? Verteidigen?

STREITGESPRÄCH. Die kontroversen Reaktionen aufs Dezemberdossier über Bethlehem zeigen: Der Nahost-Konflikt spaltet auch die Kirchen. – «reformiert.» hat zwei Exponenten zum Gespräch geladen. > SEITE 3



BILD: KEVSTONE

Kirchen wehren sich

REFERENDUM. Zusammen mit linken Politikern kämpfen Kirchenvertreter gegen die Liberalisierung von Ladenöffnungszeiten in Tankstellenshops. Weil Sonntags- und Nachtruhe schützenswert sind. > SEITE 2

KIRCHGEMEINDEN

GEMEINDESEITE. Am ersten Februarsonntag wird im Kanton Bern der «Kirchensonntag» gefeiert. Mehr zu dessen Geschichte auf Seite 2. Angaben zu Gemeindeanlässen > IM 2. BUND

KOMMENTAR

FELIX REICH ist «reformiert.»-Redaktor in Zürich



Teilen wirkt Wunder

KRISE. Eine Flut von Initiativen zeugt vom Gefühl, dass selbst im Wohlstandsland Schweiz die Güter zunehmend ungerecht verteilt sind und die Kluft zwischen Arm und Reich wächst. Ist der Besitz gross genug, lässt er sich scheinbar spielend vermehren. Und mit einem Lohn, der sich an der erbrachten Leistung orientiert, haben Erfolgsprämien für Spitzenmanager kaum noch etwas gemeinsam. Auf die Finanzkrise folgt die Vertrauenskrise.

FREIHEIT. Die Wirtschaftsverbände sind mit Argumenten gegen die Initiativen schnell zur Stelle. Sie fürchten um die internationale Wettbewerbsfähigkeit der Unternehmen und um die Freiheit als eine Voraussetzung allen Wohlstands. Stimmt: Starre Regeln haben in einem dynamischen System immer ihre Tücken.

DANKBARKEIT. Nur: Zur Freiheit gehört Verantwortung, zum Erfolg die Demut – oder immerhin Dankbarkeit statt Überheblichkeit. Eine Gesellschaft, in der das Teilen wertlos ist, zersetzt sich selbst. Wenn die Wirtschaft mit gutem Grund unternehmerische Freiheit einfordert und die Innovationskraft des Wettbewerbs preist, benötigt sie Vorbilder, deren Tugend sich nicht in Gerissenheit und Spekulationslust erschöpft. Mit Verlaub: Vielen Managern würde nicht schaden, neben dem Studium der Aktienkurse wieder einmal in den Evangelien zu blättern. Sie würden lernen: Teilen wirkt Wunder.

Die Furcht vor sozialen Spannungen wächst

POLITIK/ Die Abzockerinitiative ist erst der Auftakt einer breiten Debatte über Verteilgerechtigkeit.

Am 3. März stimmt das Volk über die Abzockerinitiative ab: Diese verlangt unter anderem, dass nicht mehr in den Chefetagen der Konzerne über Managerlöhne in Millionenhöhe entschieden wird, sondern an den Aktionärsversammlungen. Goldene Fallschirme bei Abgängen würden ganz verboten.

Thomas Minders Vorstoss verbuchte lange hohe Sympathiewerte. Neuesten Umfragen zufolge bröckelt nun der Rückhalt für die Initiative. Der aktuelle Abstimmungskampf ist jedoch erst der Auftakt zu einer intensiven Debatte über die Verteilgerechtigkeit. Denn schon sind die Mindestlohninitiative der Gewerkschaften sowie die Vorlage für die Abschaffung der Pauschalsteuer für reiche Ausländer deponiert. Bereits vom Bundesrat ohne Gegenvorschlag abgelehnt wurde das Begehren der Jungsozialisten, das in Unternehmen nur noch eine Lohnbandbreite von höchstens 1:12 erlauben würde. Und Mitte Februar wird die Erbschaftssteuerinitiative eingereicht.

FALSCHER ANREIZ. Für den Basler Soziologieprofessor Ueli Mäder ist die Ballung der Initiativen, die eine gerechtere Verteilung der Güter zum Ziel haben, kein Zufall: «Sie dokumentiert, wie sich soziale Ungleichheiten verschärfen.» Auch Wohlhabende nähmen seit der Finanzkrise die sozialen Spannungen ernst. «Einzelne fürchten sogar, dass der Arbeitsfrieden aufbrechen könnte», sagt Mäder.

So weit will Dietrich Pestalozzi, der in Dietikon ZH einen Familienbetrieb mit rund 300 Mitarbeitenden führt und sich als christlicher Unternehmer versteht, nicht gehen. Trotz der exorbitanten Managersaläre, «die nicht mehr begründbar sind», stehe der soziale Friede nicht auf dem Spiel. Schaden würden die Firmen nur sich selbst: Zu hohe Löhne in der

Chefetage beeinträchtigten die Arbeitsmoral der Mitarbeitenden. «Geld ist ein Demotivator», sagt Pestalozzi. Fühle sich ein Angestellter unterbezahlt, fehle der Ansporn. Erhalte er aber bereits ein angemessenes Gehalt, «ist die Arbeitszufriedenheit die grössere Motivation als noch mehr Geld».

RICHTIGES MASS. Der Schweizerische Evangelische Kirchenbund (SEK) fürchtet jedoch ebenfalls um den sozialen Zusammenhalt, wenn die Bevölkerung Spitzenlöhne «als unerträgliche Provokation» empfinde. Das schreiben die Ökonomin Hella Hoppe und der Ethiker Otto Schäfer in einem SEK-Papier zur Abzockerinitiative. Allerdings favorisieren sie den Gegenvorschlag. Denn die Initiative enthalte wenig praktikable, teils missbräuchlich anwendbare Regelungen. Weit problematischer als die Gier von Managern sind laut Hoppe jedoch die mangelnde Verteilungsgerechtigkeit und das instabile Finanzsystem. Sie plädiert für verbindliche Regeln im Finanzsektor sowie «internationale Steuergerechtigkeit».

Auch der Wirtschaftsdachverband Economie-suisse bemüht sich um differenzierte Töne. Die Empörung über exorbitante Managerlöhne sei verständlich und eine Regulierung, wie sie der Gegenvorschlag vorsieht, nötig, sagt Geschäftsführer Pascal Ginetta. Gar über eine Erbschaftssteuerreform könne man «nachdenken» – sofern die «sehr ergiebige» Vermögenssteuer in die Diskussion einbezogen werde. Insgesamt sei die Verteilungsgerechtigkeit in der Schweiz aber gewährleistet. «Die Mindestlohn- und die 1:12-Initiative sind kontraproduktiv», sagt Ginetta. Sie seien eine Gefahr für das «sehr solidarische Erfolgsmodell, das die Schweiz noch immer ist». **FELIX REICH, DELF BUCHER**

KURZNACHRICHT

Kein Bundesgeld fürs Haus der Religionen

BERN. Die Eidgenossenschaft muss den Bau des Hauses der Religionen am Europaplatz in Bern nicht mitfinanzieren: Das Bundesverwaltungsgericht hat eine Beschwerde der Trägerstiftung abgewiesen. Diese hatte das Bundesamt für Kultur (BAK) um einen Beitrag von einer Million Franken ersucht, aber abschlägigen Bescheid erhalten. Die Begründung des BAK: Glaubenspraktiken und die Pflege von interreligiösen Dialogen seien keine «künstlerischen Produkte» und deshalb nicht beitragsfähig. Das Bundesverwaltungsgericht hat diesen Entscheid nun bestätigt und die Beschwerde abgewiesen.



Haus der Religionen (Projektbild)

So unerfreulich dieser Entscheid für die Initianten ist: Der Neubau ist trotzdem nicht gefährdet, wie Christoph Reichenau, Mitglied der Stiftung Haus der Religionen – Dialog der Kulturen, gegenüber dem «Bund» sagte: Man werde versuchen, andere Geldquellen anzuzapfen. Mehr als über den Entscheid an sich ärgert sich Reichenau ohnehin über den BAK-Befund, das Projekt habe vorab regionalen Charakter. PD

reformiert.

IMPRESSUM/ «reformiert.» ist ein Kooperationsprojekt des Aargauer, Bündner und Zürcher «Kirchenboten» sowie des Berner «saemann».

www.reformiert.info

Redaktion:

BE: Rita Jost (rj), Samuel Geiser (sel), Martin Lehmann (mlk)
AG: Annegret Ruoff (aru), Anouk Holthuisen (aho)
GR: Reinhard Kramm (rk), Rita Gianelli (rig)
ZH: Felix Reich (fmr), Christa Amstutz (ca), Delf Bucher (bu), Käthi Koenig (kk), Thomas Illi (thi), Stefan Schneider (sts), Sabine Schüpbach Ziegler (sas)

Blattmacher: Martin Lehmann

Layout: Susanne Kreuzer, Fränzi Wyss

Korrektorat: Yvonne Schär, Langenthal

Druck: Ringier Print Adligenswil

Gesamtauflage: 714 331 Exemplare

reformiert. Bern

Herausgeber: In Bern, Jura und Solothurn wird «reformiert.» vom Verein «saemann» herausgegeben. Ihm gehören jene Kirchgemeinden an, die «reformiert.» als Informationsorgan abonniert haben. Präsident a. i.: Ueli Scheidegger, Lohn-Ammannsegg SO

Auflage Bern: 323 726 Exemplare (WEMF)

Redaktion: Postfach 312, 3000 Bern 13

Tel. 031 398 18 20; Fax 031 398 18 23

redaktion.bern@reformiert.info

Geschäftsstelle: Postfach 312,

3000 Bern 13; Tel. 031 398 18 30

verlag.bern@reformiert.info

Inserate: Kömedia AG, Geltenwilenstr. 8a,

9001 St. Gallen, Tel. 071 226 92 92;

info@koemedia.ch; www.koemedia.ch

Inserateschluss 3/13: 30. Januar

Abonnemente und Adressänderungen:

Schlaefli & Maurer AG, Postfach 102, 3700

Spiez, Tel. 033 828 80 80, Fax 033 828 81 35

abo.reformiert@schlaefli.ch

Einzelabos (12 Ausgaben pro Jahr): Fr. 20.–

Druckvorstufe Gemeindebeilagen:

Schlaefli & Maurer AG, 3661 Uetendorf

info.reformiert@schlaefli.ch



Mix
 Produktgruppe aus vorbildlich bewirtschafteten
 Wäldern, kontrollierten Herkunftsdaten und
 Recyclingholz oder -fasern
www.fsc.org Zert.-Nr. SGS-COC-2702
 © 1996 Forest Stewardship Council

Das «Priestertum aller Gläubigen» umgesetzt

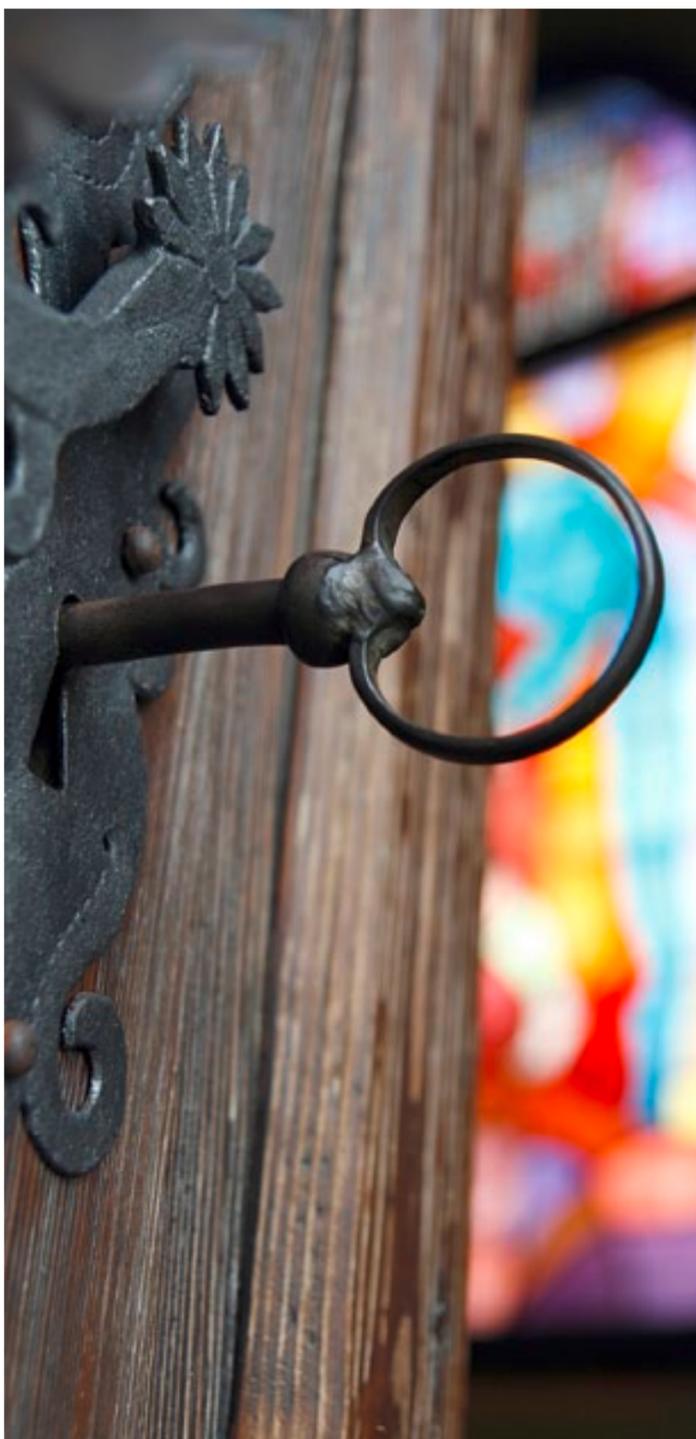
KIRCHENSONNTAG/ Immer Anfang Februar geben Pfarrpersonen im Kanton Bern die Kanzel frei für Laien. Dieses Jahr schon zum hundertsten Mal.

1913 eröffnet Coco Chanel ihre erste Boutique, unterschreibt Charlie Chaplin den ersten Filmvertrag – und gestalten reformierte Kirchgemeinden im Bernbiet ihren ersten Kirchensonntag.

In der reformierten Berner Kirche äussert sich damit die allgemeine Aufbruchstimmung in Form eines erneuerten Selbstbewusstseins: Wir sind keine Pfarrkirche, sondern eine Volkskirche. Jedes Mitglied ist «Salz der Erde» und «Licht der Welt» – das von den Reformatoren geforderte «Priestertum aller Gläubigen» wird aktualisiert. Das Synodeprotokoll vom November 1912 fordert zusätzlich: «Gerade dem anti-kirchlichen Zug gegenüber, der durch unsere Zeit geht, wäre eine Stärkung des kirchlichen Bewusstseins sehr nötig.»

Tatsächlich ist die Kirchengesetzgebung zu jener Zeit demokratischer als ihre Umsetzung in den einzelnen Gemeinden. Der Wunsch nach Versammlungshäusern neben den Kirchen wird laut. Religiöses, humanitäres und kulturelles Leben soll gepflegt werden können. Die ersten Kirchgemeindehäuser entstehen. Sie sind ein Novum.

LAIENPREDIGTEN. Am 2. Februar 1913 setzt der reformierte Berner Synodalrat den ersten Kirchensonntag im Kirchengebiet an. Die Gemeinden sind frei in der Durchführung der Feier, allerdings wird erwartet, dass die Pfarrämter Bericht erstatten. Im ersten Jahrzehnt ist nur der Zeitpunkt verbindlich, der erste Sonntag im Februar, nicht aber das gewählte Thema. Erst ab 1922 legt der Synodalrat alljährlich ein Thema fest und stösst damit Reflexion und aktuelle Aufgaben von der Kanzel zu verkünden, irrt. Auch diese Institution ist ein Abbild ihrer Zeit. Bis in die späten Sechzigerjahre «predigen» am Kirchensonntag überwiegend männliche, gebildete und durch irgendein Amt herausragende Referenten.



Am Kirchensonntag gehört die Kanzel jenen, die sonst in den Bänken sitzen

Nein zum Rund-um-die-Uhr-Shopping

SONNTAGSARBEIT/ Kirchen kämpfen gemeinsam mit Gewerkschaften, linken Parteien und Arbeitsmedizinern gegen die «Verschlechterung des Arbeitsgesetzes auf Kosten der Angestellten». Und ernten dafür Kritik.



Shoppen auch am Sonntag: Kirchenleute wehren sich dagegen

Für die einen sind es bloss flexiblere Öffnungszeiten für Tankstellenshops, für die anderen ist es ein frontaler Angriff auf das Nacht- und Sonntagsarbeitsgesetz: Im Dezember stimmte der Nationalrat einer Gesetzesänderung zu, die es ermöglicht, Tankstellenshops an sieben Tagen pro Woche rund um die Uhr zu öffnen. Und zwar nicht nur Läden an den Autobahnen, sondern auch in den Quartieren. Heute müssen zwischen 1 und 5 Uhr nachts Produkte, die nicht für den täglichen Gebrauch bestimmt sind, abgedeckt werden. Ihr Verkauf ist verboten.

KIRCHEN BESORGT. Eine breite Allianz aus Gewerkschaften, Linksparteien und Kirchen hat nun gegen die Gesetzesänderung das Referendum ergriffen. Für Martin Werlen, Abt des Klosters Einsiedeln, droht mit dem Rund-um-die-Uhr-Shopping der «identitätsstiftende Lebensrhythmus» verloren zu gehen. Würden der gemeinsame Feiertag und die Nachtruhe nicht mehr gelten, verliere die Gesellschaft Raum für Familie, Freunde und Gemeinschaft. Es drohe ein Burn-out.

TEAMARBEIT. 2013 wird das hundertjährige Bestehen des Kirchensonntags unter dem Titel «begabt – begeistert – bewegt» gefeiert. Dieses Motto wird erst den Entwicklungen der letzten Jahrzehnte gerecht. Der gesellschaftliche Umbruch in Richtung Autonomie, Partizipation und Geschlechterbefreiung erhöht seither auch in den Kirchgemeinden die kreative Mitbeteiligung.

Heute ist es selbstverständlich, dass ein Team von Freiwilligen diese Feier vorbereitet und durchführt. Und je nach vorhandenen Begabungen wird sie vieltätig, werden weitere kirchliche Räume miteinbezogen und folgt auf die Morgenfeier ein ungezwungenes Begegnungsprogramm. Die vorbereitende Fachtagung jeden Herbst und das anregende Material zum Thema helfen mit, die Qualität hoch zu halten.

AKZEPTANZ. «Dass die Lebendigkeit unserer Kirche kräftig zum Ausdruck kommt», forderte der Synodalrat anno 1913 – dieser Erwartung wird der Kirchensonntag heute mehr als gerecht. Eine wissenschaftliche Evaluationsstudie von 2002 zeigt, dass der «Laiensonntag» nach wie vor als attraktiv gilt und in den Kirchgemeinden auf grosse Akzeptanz stösst. **MARIANNE VOGEL KOPP**

Aus dem Protokoll der Synodesitzung vom November 1912

«... Dieser Kirchensonntag würde allen Kirchenmitgliedern zum Bewusstsein bringen, was wir sowohl an der Kirche als Ganzem als auch an der einzelnen Kirchgemeinde haben. Das ist zwar eine kleine Verschiebung der ursprünglichen Gesichtspunkte, indem das Gewicht mehr auf den Segen der Kirche als auf denjenigen der Sonntagsfeier gelegt wird. Dieser Kirchensonntag ist etwas Ähnliches wie die früheren Kirchweih- oder Pastoralfeste.»

INFORMATIONEN zum Kirchensonntag: www.refbejuso.ch/inhalte/kirchensonntag.html

Auch der Schweizerische Evangelische Kirchenbund (SEK) engagiert sich für das Referendum. Otto Schäfer, SEK-Sozialethiker, betont, dass es nicht bloss um den christlichen Feiertag gehe, «obwohl natürlich das Arbeitsgesetz in europäischen Ländern christlich geprägt ist». Gespräche mit Repräsentanten anderer Religionen zeigten aber, dass die Forderung nach einem arbeitsfreien Wochentag ein breit unterstütztes Anliegen aller Religionsvertreter sei. Ein weiterer Grund für das kirchliche Engagement – so Liselotte Fueter, Kopräsidentin der Evangelischen Frauen Schweiz – sei, dass Tankstellenshops häufig «klassische Frauenjobs mit schlechten Arbeitsbedingungen» seien.

FREISINN VERÄRGERT. Kein Verständnis für das «kirchliche Einmischen in die Tagespolitik» haben die Zürcher Jungfreisinnigen. Sie, die gegenwärtig Unterschriften sammeln für die Abschaffung der juristischen Kirchensteuern, finden das «gewerbefreundliche Engagement» der Kirchen «deplaziert». **RITA JOST**

Den Staat Israel verteidigen oder kritisieren?

NAHOST/ Das Echo auf unser Bethlehem-Dossier zeigt: Die Israel-Palästina-Frage spaltet auch die Kirche. «reformiert.» bringt zwei Exponenten an einen Tisch: Lukas Kundert und Hansruedi Guyer.

GUYER: Eine Frage vorweg. Können wir uns als Pfarrkollegen duzen?

KUNDERT: Meinetwegen. Ich bin Lukas.

GUYER: Freut mich. Ich bin Hansruedi.

KUNDERT: Ich habe auch eine Frage: Bin ich als Israel-Freund zum Gespräch eingeladen worden?

Als Kritiker von prononciert pro-palästinensischen Positionen, die innerhalb der reformierten Kirche vertreten werden.

KUNDERT: Dann möchte ich klarstellen: Ich bin nicht hier, um alle politischen Handlungen Israels zu legitimieren. Mein Anliegen ist es, Doppelstandards aufzudecken, weil Israel ständig an den Pranger gestellt und als Täterstaat verurteilt wird, seine arabischen Nachbarn hingegen als Opfer dargestellt werden.

«Ich habe Angst, dass sich Israel mit seiner Aggressionspolitik zunehmend isoliert.»

HANSRUEDI GUYER

GUYER: Bei aller Kritik an Israel: Ich würde diesem Staat nie das Existenzrecht absprechen. Aber ich habe Angst, dass das Land sich mit seiner Aggressionspolitik zunehmend isoliert, die Wut der Staatengemeinschaft provoziert und letztlich seine Selbstzerstörung heraufbeschwört.

KUNDERT: Was du hier sagst, Hansruedi, ist ungeheuerlich. Wer behauptet, dass Israel mit seinen Handlungen seine künftige Zerstörung selbst verschulde, hat Vernichtungsfantasien. Nur dem Land der Juden spricht man das Recht zur Selbstverteidigung ab. Darf sich Israel etwa nicht wehren?

GUYER: Doch, schon. Aber Israel ist nicht einfach Opfer. Warum setzt Israel immer auf Gewalt? Es ist im Nahen Osten die stärkste, weltweit die viertstärkste Militärmacht.

KUNDERT: Auch das ist eine Fantasie. Israel ist in Wirklichkeit schwach. Der Libanonkrieg gegen die Hisbollah im Jahr 2006 wurde zur Riesenkatastrophe, der Jom-Kippur-Krieg 1973 ging um ein Haar verloren.

Herr Guyer, Sie engagieren sich für das ökumenische EAPPI-Programm (s. Box rechts), das Menschenrechtsverletzungen auf der besetzten Westbank beobachtet. Warum?

GUYER: EAPPI ist ein unparteiisches, gewaltfreies Friedensprogramm der weltweiten Kirche. Seit meinem Studium in Paris 1961/62, wo ich mit dem algerischen Befreiungskrieg konfrontiert war, ist für mich die Befreiung der Dritten Welt wichtig. Daher meine Sympathie auch für die Palästinenser.

KUNDERT: Ist Israel für dich eine Kolonialmacht?

GUYER: Das zionistische Projekt ab 1890 war eine Kolonisierungsbewegung: Die Zionisten kauften Land von türkischen Beys, den Grossgrundbesitzern – die arabischen Fellachen wurden vom Boden vertrieben. Die These des Zionismus war und ist: Da gibt es ein Land ohne Volk für uns Juden, die wir ein Volk ohne Land sind.

KUNDERT: Das ist eine völlige Verkennung der Lage. In Palästina gab es immer Juden. Bereits in der Antike und im Mittelalter wanderten sie ein, im 13. Jahrhundert aus England und Frankreich, im 15. Jahrhundert aus Spanien, Anfang 20. Jahrhundert aus Nordafrika. In den 1950er-Jahren dann kamen Juden aus dem Jemen, dem Iran und Irak, auf der Flucht vor Pogromen.

GUYER: Das ist alles richtig. Und dennoch: Israel negiert das Selbstbestimmungsrecht der Palästinenser – 1948 wurden Hunderttausende vertrieben, heute werden sie durch die Siedler auf der Westbank verdrängt.

Herr Kundert, warum kritisieren Sie das EAPPI-Programm?

KUNDERT: Weil ich den Eindruck habe, dass viele Teilnehmer einseitig skandalisiert aus der Westbank zurückkehren. Natürlich ist das, was dort passiert, die Konsequenz einer Kriegssituation, die nun seit über sechzig Jahren andauert. Das EAPPI-Programm hat blinde Flecken: Israel allein wird als Aggressor hingestellt. Wieso soll es nicht auf Raketenbeschuss und Terror reagieren dürfen?



Streit um Israel: Pfarrer Hansruedi Guyer (l.), Lukas Kundert, Kirchenratspräsident BS

GUYER: Ich bin geprägt von Auschwitz, von der Shoah. Ich stelle mich gegen jeglichen Antisemitismus. Gerade darum kritisiere ich auch die Menschenrechtsverletzungen durch Israel. Wenn ich sehe, wie die Siedler die Palästinenser bedrängen, wenn ich auf Mauern in Hebron «Kill the arabs» lese, habe ich Angst, dass sich Israel radikalisiert, ja faschistisiert.

«Wieso soll Israel nicht auf Raketenbeschuss und Terror reagieren dürfen?»

LUKAS KUNDERT

KUNDERT: Faschistierung Israels? Es ist skandalös, dass du einen solch belasteten Begriff in Bezug auf Israel, den einzigen Rechtsstaat dieser Region, in den Mund nimmst. Gegen diese Wortwahl wehre ich mich vehement. Damit wird das Ziel verfolgt, dem Staat Israel die Existenzberechtigung abzuspochen.

GUYER: Ich will Israel keineswegs delegitimieren. Aber ich will auch nicht über die Arroganz der Besatzungsmacht Israel hinwegsehen. Bildlich gesprochen: Wenn der eine Nachbar ständig in den Garten des anderen eindringt und dessen Beete kaputtmacht oder beschlag-

nahmt, darf er sich nicht wundern, wenn dieser zurückschlägt.

KUNDERT: Ich habe Mühe mit plakativen Argumentationen rund um die israelische Siedlungspolitik. Letzten Sommer hat das oberste israelische Gericht eine illegale Landnahme rückgängig gemacht. Der Rechtsstaat Israel funktioniert. Zudem ist der völkerrechtliche Status der Westbank ungeklärt, so lange ein Friedensabschluss fehlt.

Welche Lösung des palästinensisch-israelischen Konflikts erträumen Sie sich?

KUNDERT: Ich träume nicht für andere. Meine dringende Bitte an uns in der Schweiz: Mischen wir uns doch nicht dauernd ein, und versuchen wir nicht, uns auf Kosten von Israelis und Palästinensern einen Namen zu machen. Wir müssen zu diesem Konflikt endlich eine ähnlich distanzierte und reflektierte Haltung einnehmen wie etwa zum Tschetschenienkonflikt. Und als Kirchen haben wir der wachsenden antijüdischen und antiislamischen Stimmung in der Schweiz entgegenzutreten.

GUYER: Und ich bleibe dabei: Es ist auch im Interesse Israels, wenn wir seine rücksichtslose Politik kritisieren. Israel hat nur eine Zukunft, wenn es mit den Palästinensern und seinen Nachbarstaaten ein friedliches Auskommen findet.

GESPRÄCH: SAMUEL GEISER, MARTIN LEHMANN

EAPPI-Beobachter

SCHUTZ. Der Ökumenische Rat der Kirchen (ÖRK) lancierte 2002 das «Ecumenical Accompaniment Programme in Palestine and Israel» (EAPPI). Im Rahmen von EAPPI reisen internationale Beobachter, darunter auch Schweizerinnen und Schweizer, in die besetzten Gebiete Palästinas. Sie dokumentieren Verstösse gegen die Menschenrechte und gewähren Schutz durch ihre gewaltlose Anwesenheit – etwa bei der Olivenernte (www.eappi.org).

GELD. Das Hilfswerk der Evangelischen Kirchen Schweiz (Heks) ermöglicht die Teilnahme von Schweizer EAPPI-Freiwilligen. Die reformierten Landeskirchen der Kantone Aargau, Bern-Jura-Solothurn, Graubünden, Luzern, Schaffhausen, Solothurn und Zürich unterstützen das EAPPI-Programm finanziell. Der Zürcher Kirchenrat kürzte vor Kurzem seinen Beitrag für EAPPI von 15 000 auf 5 000 Franken. SEL

INFORMATIONEN zur Menschenrechtsbeobachtung in Guatemala, Südmexiko, Honduras, Kolumbien und Palästina/Israel: – 9. Februar (13.30), Katholisches Hochschulinstitut (AKI), Hirschengraben 86, Zürich – 16. Februar (13.30), Bildungszentrum WWF, Bollwerk 35, Bern

HANSRUEDI GUYER, 74

war bis zu seiner Pensionierung 2002 Pfarrer in Wetzikon. 2003 war er erstmals als Menschenrechtsbeobachter in Palästina – im Rahmen des ökumenischen EAPPI-Programms (s. Box rechts oben). Seither nahm er vier Mal an einer Olivenernte in der Westbank teil, letztmals 2009.



LUKAS KUNDERT, 46

ist Pfarrer am Basler Münster, Präsident des Kirchenrats der evangelisch-reformierten Kirche Basel-Stadt und Titularprofessor für Neues Testament an der Universität Basel. Er studierte zwei Jahre in Israel und lebte in einem jemenitischen Quartier West-Jerusalems.

AUF EIN WORT,
HERR PFARRER!ZWÖLF LAUNIGE FRAGEN:
an Daniel Hubacher, 46,
Pfarrer in Wohlen BE.Gott ist gnädiger,
als meine
Seele ahnt

1 Tragen Sie im Gottesdienst einen Talar? Ja. Er hilft mir, in meine Rolle zu schlüpfen. Er gibt mir Schutz und Narrenfreiheit.

2 Welches Buch nehmen Sie mit auf die Insel – ausser der Bibel natürlich? Meine Sammlung von Gedichten aus aller Welt, die biblische Ausmasse angenommen hat.

3 Schon mal eine Predigt abgekupfert? Im ersten Jahr im Einzelpfarramt bin ich dreimal mit einer Predigt meines Vaters angetreten. Die Komplimente an der Kirchentüre haben mich verlegen gemacht. Heute lasse ich mich gerne von anderen Predigten inspirieren, muss aber immer eigene Worte für fremde Ideen finden.

4 Wen hätten Sie schon lange mal bepredigen wollen? Mein prophetisches Sendungsbewusstsein ist wenig entwickelt. Ich verstehe den Gottesdienst nicht als Aufgebot, sondern als Einladung an Menschen, sich auf Worte, Symbole und Klänge einzulassen. Ich freue mich mehr über diejenigen, die kommen, als dass ich das Fernbleiben der anderen bedaure.

5 Wann ist letztmals jemand aus Ihrem Gottesdienst davongelaufen? Ich habe einen Hang zu ausführlichen Liturgien. Da kommt es vor, dass jemand die Kirche verlässt, weil andere Termine rufen.

6 Wie stellen Sie sich Gott vor? Fremder als das Bild, das meine Fantasie malt; grösser als das, was sich mein Herz wünscht; gnädiger, als meine Seele ahnt: liebevoll anders.

7 Welches ist Ihre Lieblingsbibelstelle? «Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit.» (2. Timotheus 1, 7)

8 Welche Texte möchten Sie gerne aus der Bibel streichen? Keinen. Die Bibel gefällt mir gerade darum, weil in ihr Unterschiedliches nebeneinander stehen darf: Revolutionäres und Altmodisches, Tröstliches und Befremdliches, Friedensvisionen und Kriegsgeschichten, Poetisches und Knochentrockenes. Das macht sie zum heiligen Lebensbuch.

9 Wie spricht Sie a) der Sigrüst, b) die Konfirmandin, c) die Frau im Coop an? a) Daniel, b) Herr Hubacher, c) Herr Hubacher.

10 Was wären Sie geworden, wenn nicht Pfarrer? Musiker oder Germanist.

11 Haben Sie – an einer Party oder in den Ferien – Ihren Beruf auch schon mal verleugnet? Zu Studentenzeiten war ich geübt in Ablenkungsmanövern. Seit ich Pfarrer bin, gefällt mir der Beruf so gut, dass ich überall dazu stehe.

12 Das neue Jahr ist noch jung – was erhoffen Sie sich von 2013? Dass es anderen und mir gelingt, den Zumutungen mit Humor und den Bescherungen mit Dankbarkeit zu begegnen.



«Man kann nicht alles regeln; manchmal muss man auch hinstehen und entscheiden»: Andreas Stalder, Beauftragter für kirchliche Angelegenheiten im Kanton Bern



BILDER: ALEXANDER EGGER

«Wenn das Personal fehlt,
haben wir ein Problem»

BERN/ Geforderte Behörden, zwangsverwaltete Gemeinden, absehbarer Pfarrmangel: Andreas Stalder, kirchlicher Beauftragter beim Kanton Bern, hat gleich mehrere Grossbaustellen.

Mit Bürglen, Köniz und Courtelary-Cormoret kamen im letzten Halbjahr gleich drei bernische Kirchgemeinden unter Zwangsverwaltung. Das heisst: Der Kanton musste den Kirchgemeinden Fachleute zur Seite stellen. Was ist los?

Wir betreuen hier auf der Justiz-, Gemeinde- und Kirchendirektion des Kantons Bern insgesamt 630 Pfarrstellenverhältnisse. Und in den meisten Fällen läuft ja alles problemlos. Wenn es kriselt, fehlt

Es gibt also Nachholbedarf auf beiden Seiten? (zögert lange) Ich bin eigentlich überzeugt, dass die meisten Leute fähig sind, ein Amt korrekt auszuüben. Wenn sie nicht beratungsresistent sind. Und wenn die Strukturen klar sind.

Noch mehr Reglemente?

Nein. Man kann nicht alles regeln. Manchmal muss man auch einfach hinstehen und entscheiden.

Spielt die Grösse der Kirchgemeinde eine Rolle? Die Stadtberner Kirchgemeinden überlegen sich gegenwärtig, ob sie sich zu einer Grossgemeinde zusammenschliessen sollen. Ist das der Weg?

Ich kann mir einen Zusammenschluss aller Stadtberner Kirchgemeinden zu einer einzigen Grossgemeinde durchaus vorstellen. Vorausgesetzt – wie gesagt –, man schafft die nötigen Strukturen.

Was heisst das konkret?

Es braucht eine professionelle Verwaltung mit den nötigen Fachleuten. Und an der Spitze dieser Verwaltung eine vom Kirchenvolk gewählte – und entlohnte! – Behörde mit strategischen Führungskompetenzen.

Das heisst eine Organisation, wie sie die politische Gemeinde hat. Nun weisen aber Kirchenleute immer darauf hin, dass die Kirchen ganz anders funktionieren als politische Gemeinden.

In vielem funktionieren sie aber auch genau gleich! Ein Knackpunkt könnte im operativen Bereich die Teamgrösse sein: Mehr als acht Personen kann man fast nicht führen. Man muss deshalb auf überblickbare Einheiten kommen. Ganz wichtig ist: Die Leitenden müssen klare Kompetenzen erhalten. Es ist ein Witz, wenn jemand leiten soll, aber keine Kompetenzen hat. Da finden sich die nötigen Leute nicht. Das ist ein Schönwetterkonstrukt, das nicht funktionieren kann.

Fusionen von politischen Gemeinden werden vom Kanton derzeit stark gefördert.

Gilt das analog auch für Kirchgemeinden?

Ja, wir bieten fusionswilligen Gemeinden Anreize an, etwa in Form von Beiträgen an Beratungen. Oder in Form einer Pfarrstellengarantie für eine gewisse Zeit, weil

eine fusionierte Gemeinde vielleicht mit weniger Pfarrstellen auskommen müsste: Nach geltendem Recht hat man heute ab 1100 Mitgliedern Anrecht auf eine Hundertprozentstelle.

Wie viele Fusionsanfragen haben Sie denn?

Sehr wenige! Aber wir haben jetzt mit der Fusion in Biel und dem Zusammenarbeitsmodell im St.-Immer-Tal zwei gute Vorbilder. Der Zusammenschluss erfolgte dort aus der Not heraus. Aber das Resultat überzeugt: Man hat attraktive Themenschwerpunkte schaffen können und gemerkt, dass grössere Gemeinden auch eine Chance sein können, wenn sie logisch organisiert sind und die Autonomie der Teams gewahrt bleibt.

Kommen wir noch auf den Pfarrermangel zu sprechen. Wie akut ist er?

Sehr akut. In fünf Jahren werden im Kanton Bern 80 Pfarrpersonen pensioniert. In sieben Jahren gar 120 oder ein Viertel der heutigen Stelleninhaber. Das werden wir spüren. Die Studierendenzahlen gehen zurück, und aus Deutschland melden sich weniger Pfarrer. Das wird diese Kirche viel mehr durcheinanderwirbeln als die neue Kirchenordnung. Wenn das Personal fehlt, dann haben wir ein Problem.

«Die beste Werbung fürs Pfarramt machen engagierte Pfarrleute, die kreativ und mit Freude arbeiten.»

Ist der Pfarrberuf zu wenig attraktiv?

Der Pfarrberuf ist sehr attraktiv. Und die beste Werbung dafür machen engagierte Stelleninhaber, die ihr Amt kreativ und mit Freude ausüben.

Pfarrerinnen und Pfarrer klagen aber oft, ihre Kreativität werde ständig eingeschränkt.

Pfarrerinnen und Pfarrer haben einen guten Lohn, dafür darf man auch etwas von ihnen verlangen. Wir jammern auf hohem Niveau. Der Pfarrberuf hat sich gewandelt. Zum Glück! Die Gesellschaft hat sich auch verändert.

Visionen sind gefragt. Wer soll sie entwickeln? Kirchgemeinderätinnen, Pfarrer, Synodale ... kurz: alle! Kirche sind wir alle!

INTERVIEW: RITA JOST, SAMUEL GEISER

«In fünf Jahren werden im Kanton Bern 80 Pfarrpersonen pensioniert. In sieben Jahren 120. Diese Lücke werden wir spüren.»

.....

den Kirchgemeinderäten oft das nötige personalrechtliche Wissen. Da kann es halt vorkommen, dass einige – wenns schwierig wird – den Hut nehmen und sagen: Das tue ich mir doch nicht mehr an. Die Kirche bietet zwar Weiterbildungskurse an. Aber nicht alle besuchen diese Kurse.

Die neue Kirchenordnung – so wurde immer wieder betont – klärt die Rollen: Der Kirchgemeinderat leitet die Gemeinde strategisch, die Pfarrerschaft theologisch. Gibts nun eigentlich Probleme wegen oder trotz der neuen Kirchenordnung?

Ich behaupte mal ganz kühn: Die revidierte Kirchenordnung hat unter dem Strich im kirchlichen Alltag nicht viel verändert. Die Mitsprache durch die Pfarrpersonen ist zwar etwas eingeschränkt. Aber letztlich müssen der Rat und das Pfarrteam einfach zusammenarbeiten. Und wenn – hüben oder drüben – jemand klemmt, dann wirds einfach schwierig.

Nehmen wir Köniz: Ein Pfarrer kritisiert an der Kirchgemeindeversammlung die Ratspräsidentin. Diese wird daraufhin abgewählt. Für viele eine Hauruckaktion, die irritiert.

Ich weiss bloss, was ich aus der Zeitung erfahren habe. Und da fällt mir Folgendes auf: Erstens war der Vorstoss im Pfarrteam gar nicht abgesprochen. Das ist treuwidrig gegenüber dem Arbeitgeber: Bevor man an die Öffentlichkeit geht, sucht man intern nach Lösungen. Zweitens wurden Interna über Personal öffentlich ausgeplaudert. Das ist verboten und riecht nach Putsch.

Wir teilen. Sie auch?

GELD UND GEIST/ Der eine teilt seine Wohnung mit einer ausländischen Familie, die andere ihr Wissen mit der weltweiten Internet-Community, der Dritte seinen Lohn mit weniger Begüterten: Drei Beispiele sinnvollen Teilens. Und drei Belege für die Behauptung, dass Teilen nicht nur sinnvoll ist, sondern auch glücklich macht.



«Ich versuche ganz einfach, offen zu leben»: Beat Feurer mit «seinen» Kindern

Wie man Wohnraum teilt

Wer seine Wohnung kurz- oder längerfristig mit anderen teilen möchte – sei, weil sie zu gross geworden ist, sei, weil man sie eine Zeit lang nicht selbst bewohnt –, bekommt in der Schweiz von verschiedenen Organisationen Unterstützung. Zwei der bekanntesten Angebote sind der Service «Wohnen für Hilfe» (für Senioren, Studierende und Einelternfamilien) und das Projekt «Mitwohnservice», das in elf Städten eine grosse Anzahl von befristet leer stehenden Wohnungen anbietet. RJ

www.comiva-plus.ch
www.ums.ch

Der SVP-Politiker, der sein Haus teilt

WOHNRAUM/ Beat Feurer lebt seit zwanzig Jahren in einer Wohngemeinschaft: Der frisch gebackene Bieler SVP-Gemeinderat teilt sein Haus mit einer tamilischen Familie.

Es war ein Bild, das sich kein Fotograf entgehen lassen wollte: Beat Feurer, umringt von jubelnden Parteikollegen und flankiert von zwei dunkelhäutigen Kindern, um die er väterlich den Arm legte. Es war im letzten September, Wahnacht in Biel, und der 52-Jährige hatte soeben erfahren, dass er in die Stadtregierung gewählt worden ist, als erster SVP-Politiker überhaupt. Auf dem Bild strahlt er noch etwas ungläubig, die beiden Kinder, die dreizehnjährige Jemira und der zehnjährige Joel, blicken mit grossen Augen leicht gelangweilt in die Runde. Wie das Teenager im Kreis von Erwachsenen halt so tun.

FAMILIENMENSCH. «Ja, die Kinder interessieren sich nicht sonderlich für mein politisches Engagement», schmunzelt Beat Feurer nachsichtig. Wichtiger sei ihnen, ob er Zeit habe für sie: Zeit fürs Aufgabenmachen, fürs Kochen, fürs Fussballspielen im Garten. Oder für gemeinsame Ferienreisen.

«Die Kinder» sind allerdings nicht Beat Feurers Kinder, sondern jene der tamilischen Familie, die seit Jahr und Tag mit Feurer unter einem Dach wohnt. Joel, Jemira und ihr vierzehnjähriger Bruder Josha sind zusammen mit ihren Eltern Beat Feurers «Familie». Und sein «wahrer Reichtum im Leben».

PARADIESVOGEL. Beat Feurer ist Immobilienreuhänder und befürwortet Fussgängerzonen, er ist bekennender Schwuler und SVP-Mitglied. Einige nennen ihn einen Paradiesvogel. Wohl vor allem, weil er etwas tut, was kaum einer zu tun bereit ist: Feurer teilt sein Haus. Auf dem Türschild fehlt sein Name – obwohl das Backsteinhaus am Bieler Stadtrand ihm gehört: «Stimmt», stellt er trocken fest, «das sollte ich wohl mal ändern.»

Beat Feurer bewohnt mit seinem Partner bloss zwei Parterrezimmer. «Die Familie» wohnt oben, im geräumigeren Teil des Hauses. Die beiden Wohnteile sind nicht voneinander abgetrennt. Man hört

sich, man riecht sich, man bekommt so einiges voneinander mit. Aber man lernt auch voneinander, sagt Feurer und lacht herzlich: «Ich zum Beispiel musste merken, dass ich ein ziemlicher Bünzli sein kann, der es furchtbar gerne ordentlich hat.» Und die Tamilen? «Die mussten lernen, dass sie in meiner Küche nicht auf allen Herdplatten gleichzeitig kochen und brutzeln und alles voll dampfen können.»

NONKONFORMIST. «Eine gewachsene Geschichte» nennt Beat Feurer seine Wohnform. Er, der als junger Mann Betreuer in Asylbewerberunterkünften war und ein Jahr in indischen Slums lebte, wollte nach seiner Rückkehr nach Biel einer Flüchtlingsfamilie praktisch helfen. Er nahm seinen tamilischen Kollegen und dessen Freundin bei sich in der Zweizimmerwohnung auf. Die Hausgemeinschaft wuchs, drei Kinder kamen zur Welt, man zog mehrmals um, aber blieb immer zusammen. Auch als Feurer vor einigen

Jahren sein Coming-out hatte und nun auch noch sein Partner in die Wohngemeinschaft einzog.

IDEALIST? «Ganz problemlos ging das damals natürlich nicht», gibt Feurer unumwunden zu. Erst dem Partner klarzumachen, dass er nur im Multipack zu haben sei, und dann der tamilischen Familie zu gestehen, dass er einen Mann liebe, sei nicht einfach gewesen. Aber Feurer hats geschafft. Die Gemeinschaft hat gar die kürzlich erfolgte Scheidung des tamilischen Ehepaars überlebt. Feurer ist überzeugt, dass ihr Experiment hundertprozentig gelungen sei.

«Man lernt voneinander. Ich zum Beispiel musste merken, dass ich ein ziemlicher Bünzli sein kann.»

BEAT FEURER

Ist er ein Idealist? Nein, sagt er, er versuche einfach, offen zu leben. Und was würde er nie teilen? Beat Feurer muss lange nachdenken. Dann sagt er deziert: «Das Auto!» RITA JOST



«Ein «Lohnteil» führt Menschen zusammen»: Marc van Wijnkoop Lüthi und Christine Lüthi mit Tochter Jeanne

Der Theologe, der seinen Lohn teilt

PORTEMONNAIE/ Marc van Wijnkoop Lüthi will mit dem «Lohnteil» etwas gegen ungleiche Einkommen tun. Warum es einfach und doch so schwierig ist, andere an seinem Verdienst teilhaben zu lassen.

«Ich bin ein Sinnierer und Projektler», sagt der Theologe und Cellist Marc van Wijnkoop Lüthi, 49, Leiter der praktischen Ausbildung der reformierten Pfarrpersonen im Kanton Bern. Schon immer habe er über das Teilen nachgedacht, wie es Jesus in den Evangelien vorlebte, im Speisungswunder etwa: «Mich fasziniert die Idee, Ungleiches so zusammzusetzen, dass es zusammen-

spielt.» Zum Beispiel ungleiche Löhne. Auf die Idee kam Marc van Wijnkoop Lüthi in Rumänien, wo er zwischen 1999 und 2002 an der lutherischen Fakultät in Sibiu Theologie unterrichtete. «Ich sah, wie meine rumänischen Kollegen unter den westlichen Almosen litten: unter den Spenden, die ihnen zwar Forschungsaufenthalte im Ausland ermöglichten, sie aber auch abhängig machten.» Für Marc

van Wijnkoop und seine Frau Christine Lüthi ein Schlüsselereignis: Sie diskutierten, «ob dieses Unbehagen nicht in einem klugen und balancierten System aufzufangen wäre». Am Familientisch in Sibiu wurde die Idee des «Lohnteil» geboren – und, zurück in der Schweiz, modellhaft umgesetzt. Van Wijnkoop-Lüthi (Monatseinkommen: 7000 Franken) vereinbarten mit einer rumänischen Familie

(Monatseinkommen: 200 Euro), je drei Prozent ihres Lohns in eine gemeinsame Kasse zu geben: also 210 Franken die einen, 6 Euro die anderen. Von diesem Betrag nahmen dann beide Seiten je die Hälfte. Drei Jahre lang, bis 2005, spielte dieser «Lohnteil»: «bis die rumänische Partnerfamilie fand, sie wolle und könne jetzt auf den Zustupf verzichten».

EINBLICK. Ja, ein «Lohnteil» bringe einen Zustupf für jene mit dem kleinen Portemonnaie. Darüber hinaus aber beiden Partnern Einblick in die Lebenssituation des andern. «Beide geben prozentual gleich viel von ihrer Lebenskraft in die Kasse. Beide erleben sinnlich, dass hinter dem Lohnunterschied nicht eine Leistungs-, sondern eine Systemdifferenz steckt», sagt Marc van Wijnkoop. «Teilen ist nicht Spenden: Wer spendet, muss oder will nicht wissen, wie es auf der andern Seite aussieht. Wer teilt, schon.»

EINSICHT. Und just diese «Verbindlichkeit und Offenheit» sei wohl der Grund, dass der «Lohnteil», den van Wijnkoop seit 2012 mit einem Verein propagiert (s. Box rechts), in der Schweiz nicht recht Fuss fasst. «Man muss innere Widerstände überwinden, wenn man sein Lohnkonto aufdecken und eine längere Verpflichtung eingehen will.» Kommt dazu, dass eben jeder, auch jener mit dem grossen Lohn, «sein Budget meist voll ausschöpft».

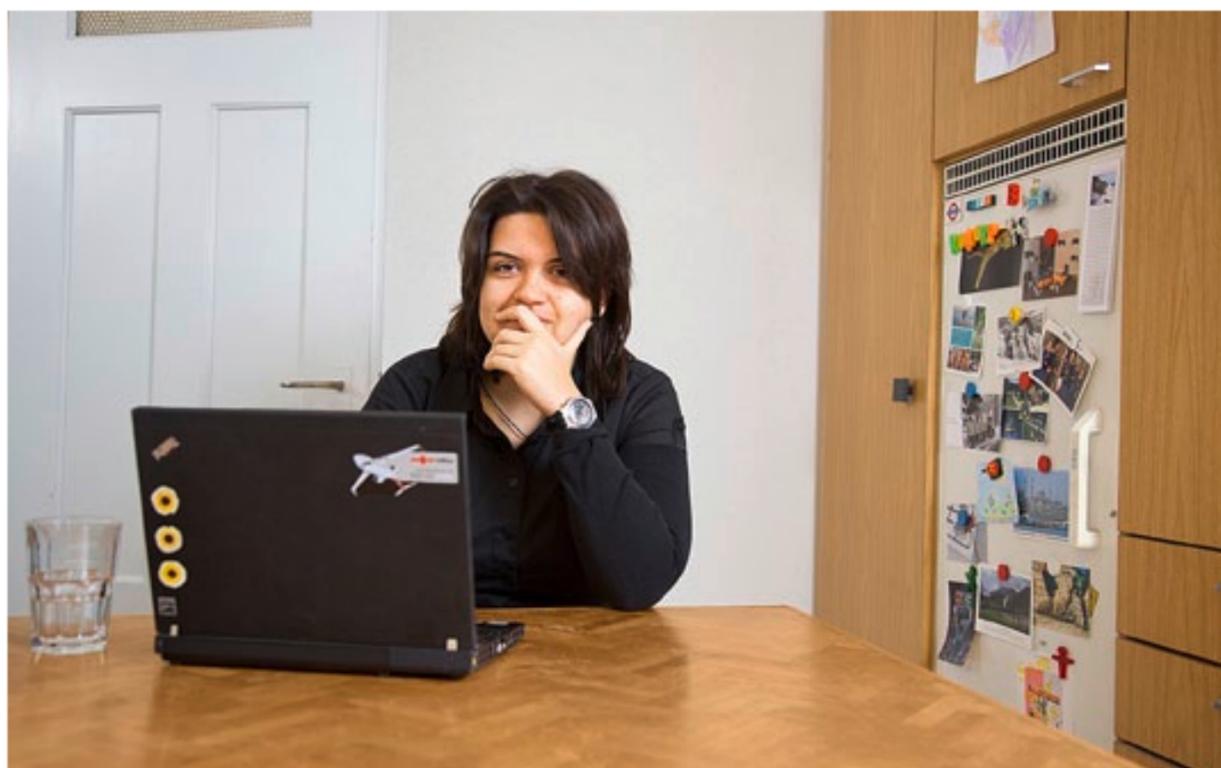
Und doch: Marc van Wijnkoop glaubt an die Idee, «die so einfach klingt und so schwer umzusetzen ist». Denn an Visionen mangelt es ihm nicht. Wie wärs mit einem «Lohnteil» zwischen Architekten-, Lehrer- oder Pfarrteams in verschiedenen Ländern? Oder firmenintern zwischen oberem Kader und unteren Chargen? Oder parteiintern zwischen Bundesrat und Dorfparteisekretär? Oder zwischen Banker und Künstlerin?

«Ein «Lohnteil» führt Menschen zusammen, die sich sonst nie begegnen würden.» **SAMUEL GEISER**

Wie man Löhne teilt

Der Verein «Lohnteil» regt an, dass Menschen mit ungleichen Löhnen ein Teil ihres Einkommens miteinander teilen. Sie verhandeln eine Laufzeit des «Teils», legen den Lohnprozentsatz fest und bezahlen monatlich ihren Anteil in den gemeinsamen Korb: die vermögendere Seite mehr, die bedürftigere weniger, aber beide denselben Anteil ihrer Arbeitskraft. Und dann wird geteilt.

www.lohnteil.ch



«Ich hoffe, dass Open Source in zwanzig Jahren so bekannt ist wie heute das Bio-Label»: Simone Glinz

Die Informatikerin, die ihr Wissen teilt

SOFTWARE/ Simone Glinz setzt sich in ihrer Freizeit dafür ein, Software weiterzuentwickeln. Davon profitieren User auf der ganzen Welt: Privatpersonen, Organisationen, Firmen.

«Ich bin nicht gegen die Marktwirtschaft. Und Microsoft und Apple sind auch nicht per se böse»: Gleich zu Beginn des Gesprächs macht Simone Glinz klar, dass sie sich nicht dem antikapitalistischen Lager zuordnen lässt. Trotzdem geht die 25-jährige Frau aus Uster auf Distanz zu den grossen Softwareanbietern: «Viele Leute finden Windows oder Mac einfach toll, aber es fehlt ihnen das Bewusstsein,

dass sie sich in Abhängigkeit der Computerkonzerne begeben und dass es Alternativen zu deren teurer Software gibt.»

FASZINIERT. Für die Programmiererin ist Informatik sehr viel mehr als bloss eine simple Anwendung von kommerzieller Computersoftware. Sie ist fasziniert von der Herausforderung beim Lösen von Programmproblemen; viele Stunden hat

sie schon mit der Weiterentwicklung frei verfügbarer Software verbracht. Hat sie eine Lösung gefunden, stellt sie diese ins Internet. Danach kann, entsprechend der Open-Source-Philosophie, davon profitieren, wer immer will. Simone Glinz teilt so freiwillig ihr Wissen mit der Gesellschaft. Aus idealistischen Gründen gibt sie einen Grossteil ihrer Freizeit dafür her – ohne finanzielle Abgeltung.

ENGAGIERT. Vor acht Jahren, noch während der Lehre, rutschte sie mehr oder weniger zufällig in die Open-Source-Gemeinschaft hinein. Nachdem sie Linux installiert hatte – ein modular aufgebautes Betriebssystem, das von Softwareentwicklern und Freiwilligen auf der ganzen Welt kreiert worden ist und permanent weiterentwickelt wird –, wusste sie irgendwann nicht mehr weiter. Im Internet fand sie Rat, die weltweite Linux-Community bot ihr Hilfe an. Später trat sie der Swiss Open Systems User Group (Verein ch.open) bei, die sich die Förderung von freier Software auf die Fahne geschrieben hat. Und dort wirkte sie jahrelang ehrenamtlich im Vorstand mit: als jüngstes Mitglied und erste Frau.

MOTIVIERT. Natürlich steckt hinter Simone Glinz' Engagement nicht nur Idealismus, sondern auch Eigennutz: Das erworbene Wissen hilft ihr beruflich weiter, zudem konnte sie ihre Eigeninitiative und Selbstständigkeit weiterentwickeln. «Und ich lernte auch, mit Frustrationen und Scheitern umzugehen.»

Simone Glinz bricht auch eine Lanze für die Hacker. Diesen hafte landläufig ein negatives Image an: jenes von Kriminellen, die in Netzwerke eindringen und dort Zerstörung anrichten würden. Für die Open-Source-Gemeinde hingegen sind Hacker unabhängige Querdenker, die hartnäckig an Softwareproblemen herumtüteln, diese möglichst elegant zu lösen versuchen und sie anschliessend mit der Gesellschaft teilen.

Ihre Hauptaufgabe sieht Simone Glinz darin, die junge Generation der Computereinsteiger mit der etwas älteren Generation von ch.open zusammenzubringen. Dass Open Source bei den Endanwendern nach wie vor wenig bekannt ist, führt sie vor allem auf das fehlende Supportangebot zurück. Das möchte sie ändern: «Meine Vision ist, dass Open Source in zwanzig Jahren so bekannt ist wie heute das Bio-Label.»

STEFAN SCHNEIDER

Wie man Software teilt

Unter Open Source (dt.: offene Quelle; man spricht auch von «freier Software») versteht man ein Konzept, wonach Computerprogramme mit ihrem Quellcode – also mitsamt dem in der Programmiersprache definierten Inhalt – ausgeliefert werden. So hat der User die Möglichkeit, die Software zu benutzen, zu kopieren, zu verändern und beliebig weiterzugeben. **STS**

www.ch-open.ch

«Notfalls teile ich sogar meine Zahnbürste»

INTERVIEW/ Das Bewusstsein, dass man mit den Bedürftigen teilen soll, gehe zusehends verloren, sagt der Schriftsteller Pedro Lenz. Ein Gespräch in der Beiz – über Habgier und Solidarität, die Steuererklärung und das Wunder des Teilens.



«Teilen können ist nicht angeboren, sondern eine kulturelle Errungenschaft»: Pedro Lenz, Schriftsteller

Zum Einstieg ein bisschen Biblexegese, Pedro Lenz: Legen Sie bitte den Text über die «wundersame Brotvermehrung» aus (s. Box). Den kenne ich gut. Die Geschichte gefällt mir irrsinnig, weil sie so bodenständig ist. Es geht um ein ganz praktisches Problem: Da sitzen Menschen, und die haben vom langen Zuhören Hunger. Es ist wie an einem Openair: Viele Leute sind beieinander, doch der Bratwurststand fehlt. Was tun? Jesus fordert seine Jünger auf, das Wenige, was sie mitgenommen haben, zu verteilen. Und jetzt geschieht tatsächlich ein Wunder – aber das besteht nicht darin, dass Jesus auf miraculöse Art und Weise Brot und Fisch vervielfacht, sondern dass alle Leute zu teilen beginnen. Wie Jesus packen auch sie ihr Mitgenommenes aus und reichen es herum. Niemand schaut nur für sich, niemand hamstert auf Vorrat, niemand zeigt mit seinen Sachen. Man teilt.

Und das ist ein Wunder?

Ja. Im Alltag nehmen wir oft mehr, als wir bräuchten. Wenn etwas gratis ist, sowieso. In der Bibelgeschichte jedoch nehmen alle mit Mass und teilen das Ihrige. Von Raffgier keine Spur, niemand hat Angst, zu kurz zu kommen.

Diese Angst beobachten Sie heute?

Wenn ich heute aufs Tram warte, dann steige ich, wenn ich nicht die Ellbogen ausfahre, bestimmt als Letzter ein, auch wenn ich vielleicht zuerst da war. Die Leute haben Angst, dass sie zu kurz kommen, und wer Angst hat, wird rücksichtslos.

Schon kürzlich haben Sie in der «Zeit» über die Entsolidarisierung, die Rücksichtslosigkeit, die Ellbogengesellschaft geklagt. Sind Sie ein Kulturpessimist?

Ich finde nicht, früher sei alles besser gewesen. Aber es läuft in unserer Gesellschaft einiges falsch.

Nämlich?

Die Leute wissen zum Beispiel nicht mehr, was privat und was öffentlich ist. Sie machen intimste Dinge öffentlich: Sie zeigen via Facebook der halben Welt ihre Ferienbilder oder geben über die Änderung des Beziehungsstatus bekannt, dass sie sich getrennt haben. Gleichzeitig belegen sie den öffentlichen Raum, als wäre er ihre Stube: Sie setzen sich in den Zug, ziehen die Schuhe aus, mampfen ihr Sandwich – benehmen sich also, als sässen sie daheim auf dem Sofa. Oder sie gehen im Morgenrock und mit den Adiletten zum Bahnhofskiosk, um eine Zeitung zu kaufen. Sie merken nicht mehr, wo der private Raum aufhört und der öffentliche beginnt – und umgekehrt.

Hoppla: Schriftsteller Pedro Lenz ärgert sich über fehlende Manieren seiner Mitbürger.

Es geht um mehr als um Anstand. Wenn private und öffentliche Sphäre verwischt werden, fehlt das Bewusstsein, was Öffentlichkeit überhaupt ist: nämlich Gemeinschaft, Gemeinwesen. Die Verantwortung füreinander geht verloren, man versteht sich nicht mehr als Teil eines Ganzen. Ich höre hier in der Beiz oft, wie Leute über die Steuern fluchen. Die wissen nicht mehr, was Steuern sind!

Was sind denn Steuern?

Steuern zahlt man, damit die Öffentlichkeit aufrechterhalten werden kann. Damit wir zusammenleben können. Ich jedenfalls zahle gerne Steuern, weil mein Geld auch jenen zugutekommt, denen es schlechter geht. Ich bin so erzogen worden – in der Familie, auch im kirchlichen Unterricht: dass man mit den Zukurzgekommenen teilen soll. Dieses Verständnis geht allmählich verloren. Heute ist einer, der nichts hat, ein Loser, ein Versager, ein Verlierer. Man fühlt sich nicht mehr verantwortlich für ihn; ja, man hat Angst, er nehme einem etwas weg. Dass sich unsere Gesellschaft entsolidarisiert, merkt man spätestens am Umgang mit Asylsuchenden: Der ist ein Hohn.

Kann man das Teilen lernen?

Man kann und man muss. Teilkönnen ist nicht angeboren, es ist eine kulturelle Errungenschaft. Aber das Wissen, teilen zu müssen, schwindet. Die Vorbilder in Wirtschaft und Politik – von Marcel Ospel über Konrad Hummler bis Silvio Berlusconi – sind Repräsentanten der Gier, und sie werden für ihre zweifelhafte Geldscheffelei auch noch bewundert.

Was teilen Sie?

Meine Wohnung, wenn jemand ein Bett braucht. Sogar die Zahnbürste, wenn der Gast keine dabei hat. Mein Geld: Bettler kriegen regelmässig Stutz, Hilfswerke auch. Und wenn mich ein Freund anpumpt, dann bekommt er das Geld, ohne dass er versprechen muss, dass er es zurückzahlt. Er soll nicht die Strassenseite wechseln müssen, weil er in meiner Schuld steht. Geld ausleihen kann Freundschaften zerstören.

Wundersame Brotvermehrung

«Als es Abend wurde, kamen die Jünger zu ihm und sagten: Der Ort ist abgelegen, und es ist schon spät geworden. Schick doch die Menschen weg, damit sie in die Dörfer gehen und sich etwas zu essen kaufen können. Jesus antwortete: Sie brauchen nicht wegzugehen. Gebt ihr ihnen zu essen! Sie sagten zu ihm: Wir haben nur fünf Brote und zwei Fische bei uns. Darauf antwortete er: Bringt sie her! Dann ordnete er an, die Leute sollten sich ins Gras setzen. Und er nahm die fünf Brote und die zwei Fische, blickte zum Himmel auf, sprach den Lobpreis, brach die Brote und gab sie den Jüngern; die Jünger aber gaben sie den Leuten, und alle assen und wurden satt. Als die Jünger die übrig gebliebenen Brotstücke einsammelten, wurden zwölf Körbe voll. Es waren etwa fünftausend Männer, die an dem Mahl teilnahmen, dazu noch Frauen und Kinder.» (Matthäus 14, 15–21)

Grosszügig zu sein, habe ich übrigens nicht bei den Reichen gelernt, sondern bei den Armen: auf dem Bau, bei den spanischen Saisoniers. Die haben die Runden in der Beiz bezahlt, ohne stets argwöhnisch nachzufragen, ob nicht vielleicht ein anderer an der Reihe wäre.

Und was teilen Sie nicht?

Meine Freundin. Ich will mich emotional nicht überfordern.

Und wie stehts mit Ihren eigenen Werken? Sobald es um das Urheberrecht geht, wollen Kulturschaffende nur ungern teilen.

Das Urheberrecht ist Teil meines Lohns: Wenn ich ein halbes Jahr an einem Buch arbeite, habe ich so lange keine Einkünfte; ich bin darauf angewiesen, dass mein Buch verkauft und nicht einfach frei zugänglich ins Netz gestellt wird. Gleichzeitig müsste man darüber diskutieren, ob das Urheberrecht nicht auch mal auslaufen kann. Warum soll ich, wenn die Verkäufe des Buchs meinen Aufwand gedeckt haben, noch weitere zehn Jahre davon profitieren können? Warum darf Paul McCartney noch fünfzig Jahre später vom Erfolg der Beatles zehren? Euch beiden zahlt man in zehn Jahren ja auch nicht noch einmal den Lohn für den Januar 2013, auch wenn ihr jetzt vielleicht grad eine ganz besonders gelungene «reformiert.»-Ausgabe macht ...

INTERVIEW: MARTIN LEHMANN, FELIX REICH

PEDRO LENZ

ist einer der aktuell erfolgreichsten Schweizer Autoren. Sein Bestseller-Mundartroman «Dr Goalie bin ig» ist derzeit auf der Bühne des Berner Stadttheaters zu sehen und wird demnächst auch verfilmt. Pedro Lenz, in Langenthal aufgewachsen, machte zuerst eine Lehre als Maurer und war dann mehrere Jahre als katholischer Jugendar-

beiter tätig. 1995 holte er die Matura nach, seit 2001 lebt er vom Schreiben. Zusammen mit dem Schriftsteller Alex Capus und dem Journalisten Werner de Schepper hat der 47-jährige Lenz das Restaurant Flügelrad in Olten gekauft. Hier wohnt er nun, schaut den Leuten aufs Maul – und empfängt Journalisten zum Gespräch. **MLK**

www.pedrolenz.ch

Heiliger? Genie? Mensch!

ALBERT SCHWEITZER/ Vor hundert Jahren reiste er nach Lambarene aus. Als Urwalddoktor ging er in die Geschichte ein. Doch Schweitzer war auch Organist, undogmatischer Theologe und Pazifist.

Am 26. März 1913 schifften sich Albert Schweitzer und seine Frau Helene in Bordeaux im Dampfer «Europe» ein, um nach Afrika zu fahren. Drei Wochen später erreichten sie Lambarene am Ogowe-Fluss, eine Station der Pariser Mission. Dort sollten Helene und Albert Schweitzer – damals als Elsässer deutsche Staatsbürger – als «unabhängige medizinische Helfer» arbeiten. Gefragt war der Arzt Schweitzer – aber nicht der Theologe. Denn gegen den liberalen Theologen herrschte in der pietistisch ge-

heutige Gabun) zu fahren. Bereits 1917 kam ihre Arbeit in Lambarene zu einem ersten Ende: Die französische Regierung liess alle «feindlichen Ausländer» nach Frankreich deportieren und dort als Kriegsgefangene internieren. Auch den Arzt und die Krankenschwester.

GENIE. Heute gilt Albert Schweitzer als der grösste «Heilige» des 20. Jahrhunderts. Er war ein Genie mit unglaublicher Schaffenskraft: Er arbeitete, ja schuftete tagsüber und schrieb in der Nacht. Er blieb zeitlebens Theologe, und zwar einer der bedeutendsten Neutestamentler des letzten Jahrhunderts. Seine Thesen über Jesus und Paulus werden heute noch intensiv diskutiert. Er predigte jeden Sonntag: Hunderte von Predigten vor allem aus seiner ersten Lebenshälfte, als er sie noch wortwörtlich aufschrieb, wurden veröffentlicht und bewegen noch heute. Er war ein Mystiker voller Lebensbejahung: Mit seinem Grundsatz der «Ehrfurcht vor dem Leben» entkrampfte er ein dogmatisch erstarrtes Christentum und schlug zugleich eine Brücke zu nicht christlichen Religionen.

PAZIFIST. Ferner war Albert Schweitzer ein Pionier der angepassten Tropenmedizin, der Tausenden von Menschen das Leben rettete. Er kämpfte gegen die Atombombe und wurde dadurch mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet. Er war ein grosser Bach-Forscher und hochbegabter Organist, der Lambarene zu einem nicht geringen Teil durch Orgelkonzerte finanzierte.

Aber Albert Schweitzer war nicht nur ein Genie, sondern auch ein Mensch mit dunklen Seiten: Seine Auffassungen über die Schwarzen und ihre Kultur (beziehungsweise ihre vermeintliche Kulturlosigkeit) waren 1915 in vielem fortschrittlich, aber 1960 reaktionär;

«Schweitzer entkrampfte mit seinem Grundsatz «Ehrfurcht vor dem Leben» ein erstarrtes Christentum.»

ULRICH LUZ

prägten Pariser Mission tiefes Misstrauen. Schweitzer war damals Privatdozent für Neues Testament an der Evangelisch-theologischen Fakultät Strassburg.

VERSÖHNER. Neben der Privatdozententätigkeit hatte er seit 1905 Medizin studiert und dieses Studium im Jahre 1912 mit einer Dissertation – seiner dritten! – abgeschlossen. Helene Schweitzer-Bresslau, die aus einer jüdischen Familie stammte, hatte sich zur Krankenschwester ausbilden lassen. Während ihrer Ausbildung hatte sie sich mit Tuberkulose infiziert, von der sie nie ganz geheilt werden konnte.

Der Zweite Weltkrieg stand vor der Tür. Aber das hielt die Schweitzers, die fest an die deutsch-französische Versöhnung glaubten, nicht davon ab, in die französische Kolonie Äquatorialafrika (das



Schuftete tagsüber und schrieb in der Nacht: Albert Schweitzer

Schweitzer hielt mit unglaublicher Sturheit an ihnen fest. Er war gegenüber den Nazis kompromisslos, aber nach dem Zweiten Weltkrieg, so finden manche, gegenüber den Kommunisten in Osteuropa naiv. Auch seine tropenmedizinischen Grundsätze sind sehr umstritten.

MENSCH. Und schliesslich ist Albert Schweitzer ein Mensch voller menschlicher Tragik: Seine Frau Helene konnte wegen ihrer Tuberkulose nur selten in Lambarene sein und hat darunter sehr gelitten. Ihr Mann wohl auch, aber Albert Schweitzer konnte seinen Schmerz über diese Trennung durch rastlose Tätigkeit zudecken. Albert Schweitzer: Genie, Heiliger und Mensch mit hellen und dunklen Seiten. Es lohnt sich, sich im Jubiläumsjahr mit ihm zu beschäftigen. **ULRICH LUZ***

* Ulrich Luz war bis 2003 Professor für Neues Testament an der Universität Bern und ist Mitherausgeber der Werke aus dem Nachlass Albert Schweitzers

HUNDERT JAHRE LAMBARENE

Aus Anlass des Jubiläums der Gründung des Albert-Schweitzer-Spitals in Lambarene widmet sich das Collegium generale der Universität Bern in einer Vortragsreihe dem vielfältigen Wirken Schweitzers als Theologe, Ethiker, Mediziner, Organist und Politiker.

INFOS:
www.collegiumgenerale.unibe.ch
Weitere Veranstaltungen im Jubiläumsjahr:
www.albert-schweitzer.ch

SPIRITUALITÄT IM ALLTAG

LORENZ MARTI ist Publizist und Buchautor



Der schweigende Ruf des Gähnens

RÄTSEL. Die Fische tun es, die Vögel, die Mäuse, die Pferde, die Hunde – und die Menschen tun es auch. Warum sie es tun, ist bis heute nicht klar. Das Gähnen bleibt für die Wissenschaft ein Rätsel. Ein Mensch gähnt durchschnittlich zehnmal pro Tag und beginnt damit schon als Fötus im Mutterleib.

Es gibt eine Reihe von Theorien, welche das Phänomen zu erklären versuchen. Doch jede hat sich bisher als falsch erwiesen. Auch die beliebte These vom Sauerstoffmangel ist mittlerweile widerlegt. Kurz: Das Gähnen scheint keine für den Körper notwendige Funktion zu haben.

REFLEX. Ausgelöst wird der seltsame Reflex besonders bei Müdigkeit oder Langeweile. Es beginnt mit einem leichten Ziehen zwischen Rachen und Ohren. Wenn dieses stark genug ist, öffnet sich der Mund, und zwar ziemlich weit, während die Lungen tief Luft einsaugen. Gähnkünstler verbinden das Ganze mit einem Laut oder einer kleinen Melodie. Das eignet sich übrigens auch, um abendliche Gäste zu vertreiben, die nicht mehr nach Hause wollen. Das Zeichen wird sofort verstanden.

RUF. Der englische Schriftsteller Gilbert Keith Chesterton (1874–1936) bezeichnete das Gähnen als «schweigenden Ruf». Tatsächlich können auf diese Weise viele Botschaften übermittelt werden. Ob das den Gähnenden immer so bewusst ist, bleibt eine andere Frage. Und für die Angegähnten ist ein schweigender Ruf manchmal nicht leicht zu übersetzen: Findet mein Gegenüber mit dem weit aufgerissenen Kiefer mich langweilig? Möchte er mich loswerden? Oder ist sie einfach müde? Doch dann passiert es: Ich beginne plötzlich selbst zu gähnen.

MITGEFÜHL. Gähnen steckt bekanntlich an. Das ist einer der wenigen Punkte, der in der Forschung heute unbestritten ist. Die Experten haben dafür auch eine Erklärung: Empathie. Das Einfühlungsvermögen in eine andere Person bewirkt, dass wir unbewusst ihr Verhalten übernehmen. Untersuchungen zeigen: Je mehr Mitgefühl wir haben, umso leichter lassen wir uns anstecken. Dasselbe gilt übrigens auch für das Lächeln oder die Sorgenfalten. Wir neigen dazu, den Gesichtsausdruck anderer Menschen zu kopieren, um sie besser zu verstehen.

NATUR. Es gibt Gähn-Forscher, Gähn-Konferenzen und Gähn-Studien. Sie haben einiges herausgefunden. Nur die Hauptsache nicht: den Zweck des Gähnens. Kann es sein, dass es gar keinen hat? Die Natur orientiert sich zum Glück nicht allein am Prinzip der Zweckmässigkeit. Sie bringt auch Dinge hervor, die keinen messbaren Nutzen haben, aber einfach schön sind. Wie wohl-tuend ist es doch, so richtig herzlich zu gähnen! Übrigens kann bereits der Gedanke daran den entsprechenden Impuls auslösen. Wenn Sie bei der Lektüre dieser Zeilen jetzt den Mund aufreissen und tief Luft holen, liegt das nicht an mir, sondern an Ihrem guten Einfühlungsvermögen.



ABC DES GLAUBENS/ «reformiert.» buchstabiert Biblisches, Christliches und Kirchliches – für Gläubige, Ungläubige und Abergläubige.

MÄR TYR ER

Ein Märtyrer ist ein Mensch, der für seine Überzeugung den gewaltsamen Tod durch seine Gegner hinnimmt. Der Begriff leitet sich vom griechischen «martyrs» ab, dem «Zeugen». In der frühen Kirche genossen Blutzegen höchste Anerkennung. Ihr standhafter Glaube und ihre Nachahmung des Leidens Christi fand Bewunderer. Für die Anfänge gilt: «Das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche.» Bis das Christentum um 380 Staatsreligion im Römischen Reich wird, erleiden seine Anhänger Wellen von Verfolgung. Als Urvater aller Märtyrer

gilt der gesteinigte Stephanus, bekannt aus Apostelgeschichte 7, doch erst seit der Hinrichtung Polykarps um 160 wird der Begriff «Märtyrer» verwendet. Von ihm und zahlreichen weiteren Zeugen werden Märtyrerakten angelegt, die als heilige Schriften in Umlauf gelangen.

Das bekennnerhafte Martyrium ist eigentlich ein Paradox: Selbstbehauptung wird durch Selbsthingabe erreicht. In der Neuzeit ist diese Leidensbereitschaft rar, dafür geniessen moderne Märtyrer wie Martin Luther King oder Dietrich Bonhoeffer umso mehr Res-

pekt. Ihr Mut macht sie zu neuzeitlichen «Glaubenshelfern». Sie gelten als Hoffnungszeichen dafür, dass die Macht der Unterdrücker zu brechen ist.

Anders eine traurige Aktualität: Hundert Millionen Christen werden heute weltweit verfolgt. Der militante Islam hat das machtverliebte Christentum, das Jahrhunderte lang unzögerlich seine Gegner eliminierte, abgelöst. Er pervertiert gottergebene Muslime zu «Waffen». Noch glauben diese Märtyrer an den direkten Weg ins Paradies.

MARIANNE VOGEL KOPP

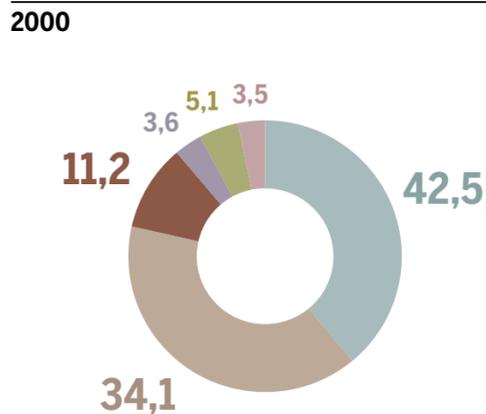
Weniger Reformierte

VOLKSZÄHLUNG/ Bei der Auswertung der Religionszugehörigkeit sind Fehler passiert: Freikirchler wurden irrtümlich als Reformierte aufgeführt.

Als das Bundesamt für Statistik (BFS) im Juni letzten Jahres die neusten Zahlen zur Religionszugehörigkeit der Schweizer Bevölkerung präsentierte, gabs eine dicke Überraschung: Dass sich die Zahl der Konfessionslosen zwischen 2000 und 2010 fast verdoppelt hatte (von 11,2 auf 20,1 Prozent; vgl. Grafik), war allgemein erwartet worden – dass aber ausgerechnet die Freikirchen mehr als ein Drittel ihrer Mitglieder verloren haben sollten, löste weitherum Stirnrunzeln und Händeringen aus.

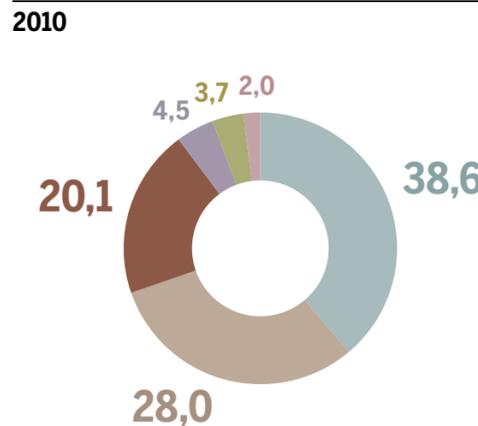
«Die Zahlen sind uns ein Rätsel», liess Max Schläpfer, Präsident des Verbands evangelischer Freikirchen und Gemeinden (VFG), nach einer Blitzumfrage bei den fünfzehn Mitgliedergemeinden irritiert verlauten: Zwar hätten einige der Gemeinschaften – etwa die Heilsarmee und die Methodisten – tatsächlich Mitglieder verloren, Pfingst- und Freie Missionsgemeinden hingegen hätten zugelegt. «Wir gehen davon aus, dass der Bestand der Freikirchen insgesamt stabil geblieben ist», so Schläpfer im Sommer gegenüber «reformiert.».

SCHRUMPUNGSPROZESS. Heute, einige Monate später, lässt sich sagen: Schläpfer hatte recht, die vom BFS vorgelegten Zahlen waren teilweise falsch. «Uns ist ein Codierungsfehler unterlaufen»,



ANTEIL DER KONFESSIONEN AN DER SCHWEIZER WOHNBEVÖLKERUNG IN %
 RÖMISCH-KATHOLISCH
 EVANGELISCH-REFORMIERT
 KONFESSIONSLOS
 MUSLIMISCH
 WEITERE*
 UNBEKANNT / KEINE ANGABE

* CHRISTKATHOLISCH, JÜDISCH, FREIKIRCHLICH, BUDDHISTISCH, HINDUISCH, ANDERE RELIGIONSGEMEINSCHAFTEN
 BASIS: PERSONEN DER STÄNDIGEN WOHNBEVÖLKERUNG IN DER SCHWEIZ AB VOLLENDETEM 15. ALTERSJAHR, DIE IN PRIVATHAUSHALTEN LEBEN
 QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK



räumt Christoph Freymond, stellvertretender Leiter der Sektion Bevölkerung beim BFS, ein: «Die meisten Freikirchenmitglieder wurden irrtümlich den Reformierten zugeschlagen.» Inzwischen hat das BFS die Werte korrigiert, und die neuen Zahlen werfen zwangsläufig ein noch etwas weniger vorteilhaftes Licht auf die Situation der Reformierten: Deren Anteil an der Gesamtbevölkerung ist von 33,9 Prozent im Jahr 2000 auf 28 Prozent (2010) gesunken – und nicht,

wie im Juni vermeldet, auf 30,9 Prozent. Gemäss BFS lebten 2010 rund 1827500 Reformierte in der Schweiz (Basis: Personen über fünfzehn Jahren).

Auch die kantonalen Zahlen sind angepasst worden. In Bern stellen die Reformierten gemäss BFS zwar mit rund 465000 Personen nach wie vor die Mehrheit der Bevölkerung, allerdings ist ihr Anteil von 64,7 Prozent (2000) auf 56,4 Prozent gesunken (-8,2%). Besonders auch in der Waadt (-10,7%) und in Neuenburg (-11%) ist der Anteil der Reformierten markant gesunken, während er etwa in Obwalden (+0,8%) und im Wallis (+0,3%) leicht gestiegen ist.

ZAHLENSALAT. Thomas Gehrig, Kommunikationschef der reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn, operiert mit anderen Zahlen als das Bundesamt in Neuenburg: Während die Statistik des BFS auf der SelbstdeklARATION der Befragten basiert, fussen seine Zahlen auf einer Vollerhebung bei den kommunalen Einwohnerregistern und schliessen auch die unter Fünfzehnjährigen ein. «Danach sind im Kanton Bern 596887 Reformierte registriert», so Gehrig, der die Statistik des BFS ohnehin sehr kritisch beurteilt: «Die Erhebungsmethode birgt die Gefahr erheblicher Verzerrungen.»

Ein «schwerwiegender Mangel» liege zudem im Umstand, «dass im Kanton Bern die grosse Mehrheit der bekennenden Freikirchler auch Mitglied der reformierten Landeskirche sind, vom BFS aber nur als Freikirchenmitglieder wahrgenommen werden». Doppelmitglieder sind auf dem Fragebogen des BFS tatsächlich nicht vorgesehen, bestätigt Christoph Freymond: «Wer trotzdem zwei Kreuzchen macht, erscheint unter der Kategorie «unbekannt.»» **MARTIN LEHMANN**

marktplatz.

INSERATE:
 info@koedia.ch
 www.koedia.ch
 Tel. 071 226 92 92

Unterwegs zum Du
 für Partnersuchende • nicht gewinnorientiert
 Basel / Zürich 061 313 77 74
 Bern / Mittelland 031 312 90 91
 Ostschweiz / Zürich 052 672 20 90
 www.zum-du.ch

Gewaltfreie Kommunikation
 www.perspectiva.ch
 Ausbildungsinstitut perspectiva Basel

www.moischele.ch Tel. 044 853 20 70
Israel Rundreise 1 Woche ab **990.-**

Jakobsweg Spanien/Frankreich – Wandern Sie mit!
 27. Mai bis 7. Juni 2013: Le Puy–Conques
 7. bis 20. Oktober 2013: Logrono–Burgos–Leon
 Marianne Stocker, 044 742 04 05
 www.marianne-stocker.ch

Hier könnte Ihr Inserat stehen!
 Ein Inserat dieser Grösse kostet Fr. 1100.–. Damit erreichen Sie 325 620 Leser im Kanton Bern.
 Ihr Ansprechpartner:
 Kömedia AG
 Telefon 071 226 92 92
 info@koedia.ch

Stiftung für Menschen mit seltenen Krankheiten
 Eine halbe Million Schweizer leiden an einer seltenen Krankheit, mehr als an Diabetes und Krebs. Herzlichen Dank, dass Sie mit einem Beitrag diesen Menschen helfen!
 Unter dem Patronat von Prof. Thierry Carrel und nominiert für den Swiss Charity Award 2012
 Spendenkonto
 PC 80-151-4 / IBAN CH50 0070 0110 0035 7775 0
 Wagistrasse 25 · 8952 Schlieren · Tel. 043 433 86 90
 www.stiftung-seltene-krankheiten.ch

Ich lese reformiert.
 «... weil ich es nicht bin, aber zuweilen gerne wäre. Und weil zum Glauben auch Wissen gehört.»
PEDRO LENZ (45), Schriftsteller und Kolumnist (röm.-kath.), Bern
 info@koedia.ch; Telefon 071 226 92 92

Im Kleinen
Grosses bewirken
 Ihre Spende weckt Hoffnung.
HEKS
 Hilfswerk der Evangelischen Kirchen Schweiz
 www.heks.ch PC 80-1115-1

Kurse und Weiterbildung
 2013 FEBRUAR/ MÄRZ/ APRIL

Kirchgemeinderat 26.2. +5.3. + 26.3.	BASISMODUL 2: MIT ENGAGEMENT UND KOMPETENZ IM KIRCHGEMEINDERAT Kurs zur Vertiefung, Ergänzung und Konkretisierung der im Basismodul 1 erworbenen Grundkenntnisse ORT: Kirchgemeindehaus Zwinglihaus, Langenthal ZEIT: 18.00–21.30 Uhr
Freiwilligenarbeit / Besuchsdienst 1.3.	SCHWIERIGE GESPRÄCHE MIT FREIWillIGEN FÜHREN Forumsnachmittag für Verantwortliche für den Besuchsdienst ORT: Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern ZEIT: 14.00–17.00 Uhr
Freiwilligenarbeit / Besuchsdienst 13.3.	SICHERHEIT ERLANGEN BEI BESUCHEN IN HEIMEN UND SPITÄLERN Für Freiwillige von kirchlichen Besuchsdiensten ORT: Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern ZEIT: 14.00–17.00 Uhr
Jugend / Junge Erwachsene 15.3.	RUNDER TISCH JUGENDARBEIT Erfahrungen austauschen, Gelungenes und Schwieriges reflektieren, auf tanken und Impulse holen. ORT: Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern ZEIT: 10.00–ca.13.30 Uhr
Freiwilligenarbeit / Besuchsdienst 23.4.	SCHÖN, DASS SIE KOMMEN... MODUL D: WENN DIE BESUCHTEN MENSCHEN ÄLTER WERDEN – CHANCEN UND HERAUSFORDERUNGEN Wenn Besuchte ins fragile und abhängige Alter kommen, stellen sich für die Besucherinnen und Besucher neue Herausforderungen ORT: Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern ZEIT: 14.00–17.30 Uhr
27.5. +3.6.	MODUL E: SEELE, SINN UND SPIRITUALITÄT Wenn Besuchte plötzlich über Glauben und Zweifel sprechen wollen ORT: Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern ZEIT: 14.00–17.00 Uhr

PROGRAMME UND ANMELDUNG:
 www.refbejuso.ch/bildungsangebote
 Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn
 Gemeindedienste und Bildung
 bildung@refbejuso.ch
 Altenbergstrasse 66, 3013 Bern
 Telefon 031 340 24 24 (Hauptnummer)

ZUSCHRIFTEN



REFORMIERT. 1./2013
LADENÖFFNUNGSZEITEN. Die Kirche kämpft für den freien Sonntag

IDEOLOGISCH

Gemäss «reformiert.» kämpft die Kirche gegen längere Ladenöffnungszeiten. Ist es wirklich die Kirche, die kämpft? Sind es nicht ideologisierte Vertreter der vom Steuerzahler finanzierten Institution, die sich profilieren wollen? Als gläubiger Christ bin ich überzeugt, dass sich diese Kirchenexponenten nicht für oder gegen die heutige Gesellschaft, sondern für eine christliche Gesellschaft engagieren sollten. Ladenöffnungszeiten sind dabei doch wirklich ein Nebenschauplatz und keine Glaubensfrage. Der Cartoon hingegen ist traumhaft: Nach dem Shopping sollte man gerne in die Kirche gehen!

KURT HAERING, BIRMENS DORF

LOGISCH

Der «Sabbat/Sonntag» dient ja nur dem Schutz der Menschen. Wo es mittelfristig hinführt, wenn die Ruhe, die Erholung, die Mitmenschlichkeit pflegende Gemeinschaft und das Miteinander auf der Strecke bleiben, das erkennen wir ja bereits heute in erschreckender Weise: Hektik, Ruhelosigkeit, Flucht, Depressionen, Egoismus, Vereinsamung, Scheidungen usw. Heute sind es noch die Läden, morgen konsequenterweise auch die übrigen gewinnorientierten Geschäfte.

H. NETT

SOLIDARISCH

Es war schon immer das Anliegen des Sozialismus, den Kapitalismus durch einen kontrollierten, sozialen Markt zu ersetzen. Da die reformierte Kirche in den letzten Jahren zunehmend und dezidiert linksideologische Positionen

eingenommen hat, ist es folgerichtig, wenn sie sich für ein Verbot der Sonntagsarbeit einsetzt. Schon Ursula Wyss hat erfreut festgestellt, dass es zwischen SPS und den Reformierten sehr viele Gemeinsamkeiten gibt. Und SPS-Nationalrat Philipp Hadorn ruft auf livenet.ch zur «internationalen Solidarität» auf. Folgerichtig wäre es, wenn die Reformierten noch enger mit den sozialistischen Kräften (Attac, Juso, Arbeiterpartei) zusammenspannen würden, schliesslich haben alle dieselben Anliegen: eine glückliche, weil besitz- und klassenlose Gesellschaft. Arbeiten sollte meines Erachtens die reformierte Kirche noch an den veralteten Dogmen, sie ist mit der Ökumene und der liberalen Theologie aber auf gutem Weg. Schliesslich glauben ja alle Menschen an denselben Gott, heisse er nun Jahwe, Buddha oder Krishna.

PETER MEIER

REFORMIERT. 1./2013

ZUSCHRIFTEN. Reaktionen auf die Reportage aus Bethlehem

EINÄUGIG

Es ist gut, dass «reformiert.» der Meinungsvielfalt eine Plattform bietet, gerade auch in dem emotional so umstrittenen Thema Palästina/Israel. Wer nicht beide Seiten kennen will, liegt falsch. Die gehässigen Reaktionen auf die Bethlehem-Reportage sind symptomatisch. Da kommt in einigen Leserbriefen frustrierend zum Ausdruck, wie Pro-Israelfundamentalisten schlicht unfähig sind, auch die andere Seite zur Kenntnis zu nehmen. Bevor man andere der Lüge bezichtigt, sollte man seine eigene Aussage überprüfen, ob sie auf Fakten beruht oder auf der Ideologie, dass Gott allein für Israel und Israelis ein Herz habe, und alle anderen Menschen Terroristen und Feinde seien. Lesen diese Leute auch das Neue Testament?

HANSUELI GERBER, MÜHLETHURNEN

HÄSSIG

Mit zunehmendem Alter achte ich genauer darauf, aus welcher Richtung der Wind weht. So auch bei der Beurteilung der Leserbriefe im «reformiert.». Diese Schreiber können oder wollen nicht unterscheiden zwischen den Hasstiraden der Hamas und der gegenwärtigen israelischen

Regierung einerseits und dem friedliebenden Fussvolk in Israel und Palästina andererseits. Es ist mir ein Anliegen, dass friedliebende Palästinenser und Israelis im «reformiert.» eine Stimme haben und über ihre prekäre Situation berichten können.

ERNST SCHÜTZ, MEINISBERG

EINSEITIG

Kein Leserbriefschreiber erwähnt, dass Israel auf palästinensischem Territorium gegründet wurde, dass die Vertriebenen seit Jahrzehnten in Lagern im Libanon und Jordanien hausen, dass die Raketen aus Gaza die Ohnmacht,



Umstrittenes Bethlehem-Dossier

die Wut der Palästinenser widerspiegeln, die von Israel seit Jahrzehnten gedemütigt werden. Wer dies an den Pranger stellt, ist Antisemit, so einfach ist das. Man mag zu den Palästinensern und Palästinenserinnen stehen, wie man will, aber ihr Recht auf einen eigenen Staat muss die Raison aller Staaten dieser Welt sein.

PETER NIEMANN, BIRMENS DORF

ANSTÖSSIG

Ich kann Ihre «Chronik des Palästina-Konflikts» als Darstellung historischer Umstände nicht ernst nehmen. Wie begründen Sie den Abzug der Engländer 1947 mit einem einzigen Umstand, nämlich den «Terroranschlägen jüdischer Untergrundgruppen»? Wie ist das anders zu verstehen denn als Ausdruck der Botschaft: Die Staatsgründung Israels sei wesentlich dem Tun solcher Gruppen zu verdanken? Wie begründen Sie die anstössige, schwer erträgliche Beiläufigkeit, mit der Sie den europäischen Judenmord reduzieren auf einen «Eindruck», der die UNO-Beschlüsse beeinflusst habe? Dass Israel zu einem Zufluchtsort für Überlebende geworden ist, erscheint von daher schon historisch unerheblich. Und was unter 1948 notiert ist, lässt die Frage völlig offen, was und wer diesen ersten Krieg ausgelöst hat.

THOMAS SCHEIBLER, HERISAU

UNVOLLSTÄNDIG

Ihre Chronik des Palästina-Konfliktes bedarf einiger Ergänzungen. Von 1920 bis 1948 gab es für die damals ansässige Bevölkerung in Palästina die Möglichkeit, einen British Passport Palestine zu erwerben. Dieser wurde abgelöst durch das Angebot der jordanischen Staatsbürgerschaft. Die Menschen hätten leichten Zugang zu einer Staatsbürgerschaft, die ihrem Lebensumfeld und ihrer Religion entspricht. Nicht zu reden von den sie umgebenden arabischen Brüdern, welche genug Platz hätten, sie aufzunehmen. Ausserdem besitzen viele Palästinenser heute israelische Pässe und haben somit Anteil am Wohlstand der einzigen Demokratie des Nahen Ostens. Die sogenannte Staatenlosigkeit ist somit obsolet. Sie schreiben, dass die schlecht vorbereiteten Palästinenser im Jahr 1948 einen ersten Krieg verloren haben. Dabei erwähnen Sie mit keinem Wort, dass Israel damals über keine Armee verfügte und genauso schlecht vorbereitet war. Nicht die politischen Umstände haben die Palästinenser zu dem gemacht, was sie heute sind, sondern ihr abgrundtiefer Hass auf den Halbbruder Israel. Mit ihrer Darstellung bringen sie uns denkende westliche Menschen dazu, diesen Hass zu übernehmen und damit Antisemitismus zu betreiben.

MARIANNE HÄCHLER, WAHLENDORF

REFORMIERT. 1./2013

WIRTSCHAFT. Habgier: Eine Todsünde wurde zur Wirtschaftstugend

VERSCHWENDERISCH

Nach diesem Interview stimme ich umso mehr der Aussage der religiös-sozialistischen Vereinigung der deutschsprachigen Schweiz zu: «Wir verwerfen den Irrglauben, dass der Lebensstil der Reichsten der westlichen Welt das Mass gelingenden Lebens sei, dass dieser Lebensstil eine Möglichkeit für alle Menschen der Erde wäre oder dass Einzelne ein Anrecht auf solche Verschwendung hätten.»

MARGUN WELSKOPF, BERN

IHRE MEINUNG INTERESSIERT UNS.

Schreiben Sie an: redaktion.bern@reformiert.info oder an «reformiert.», Postfach 312, 3000 Bern 13

AGENDA



Brückenschlag: Kirche und Tanz

ORGELTANZSTÜCK

Johann Sebastian Bach spielt zum Tanz auf

Eine Zwiesprache zwischen Orgel und Tanz in der Kirche: Brigitta Schrepfer (Choreografie) mit ihrer Gruppe Somafon und Elke Völker (Orgel) gastieren in der reformierten Kirche Bethlehem mit dem Orgeltanzstück «Eléion». Die Visualisierung von Werken Johann Sebastian Bachs, Willy Burkhardts und Jehan Alains verspricht ein Gesamt-Erlebnis für Auge und Ohr.

«ELÉION», ein Orgeltanzstück mit der Tanzgruppe Somafon, reformierte Kirche Bethlehem (Eymattstrasse 2), Tram Nr. 8, bis Haltestelle Bethlehem Kirche, 9. Februar, 19.00, mit Kollekte; www.somafon.ch

VERANSTALTUNGEN

Mein Vietnam. Eine Fotoausstellung zum Kulturaustausch Bern-Hanoi: Vierzehn Sekundarinnen und Sekundaner des Gymnasiums Muristalden verbrachten im Herbst 2012 einen Monat in Vietnam. Sie nahmen an einem Austausch mit Schülern der Lômônôxôp-Schule in Hanoi teil und lebten in vietnamesischen Familien: **bis 8. Februar, 8.00–18.00**, Bistro Campus Muristalden, Bern

Grenzgänge. Vortragsreihe über verschiebbare und endgültige Grenzen – im Kirchgemeindehaus Wichtrach, jeweils 20 Uhr: **31. Januar:** «Burnout – Grenzgänger zwischen Himmel und Hölle»; mit Ursula Rohrbach, Individualpsychologin **7. Februar:** «Grenzen überschreiten, Grenzen annehmen»; mit Pia Gyger, Mitgründerin des Lassalle-Instituts **14. Februar:** «Sterben – der endgültige Schritt über die Grenze»; mit Gabriel Looser, Sterbebegleiter Info: www.kirche-wichtrach.ch

Singles. Das Programm 2013 des Clubs kbr (Kultur, Begegnungen, Reisen) enthält viele Veranstaltungen und Ferienangebote – zum Beispiel: Führung in der Papiermühle Basel mit Pizzaessen, Winterferienwoche in Arosa, Operettenbesuch, Panorama-wanderung in Braunwald, Besuch Tram-Museum Zürich, Karfreitag im Kloster Kappel am Albis, Städtereise nach Kopenhagen. Infos: Tel. 041 210 16 53 info@kbr.ch; www.kbr.ch

Segnung. Im Februar sind in der Kirche Bolligen Kinder und Jugendliche zu den traditionellen Segnungsgottesdiensten eingeladen. Die kurzen Feiern werden dem Alter entsprechend gestaltet: am 1. Februar für 1-Jährige, am 2. Februar für 2-Jährige usw. bis zum 15. Februar, an dem die 15-Jährigen und alle älteren willkommen sind. Die Feiern beginnen um 18.15 Uhr und dauern etwa eine halbe Stunde. Auch Kinder und Jugendliche, die nicht in Bolligen wohnen, sind willkommen. Info: Pfrn. Christine Schmid, Tel. 031 921 68 77

RADIO UND TV

Mein Wille. Eigentlich heisst es ja «Dein Wille geschehe». Doch immer mehr dienen Religion und Esoterik der Erfüllung eigener Wünsche. Engel oder auch Bücher haben Hochkonjunktur. Darin lässt sich nachlesen, wie Engel in jeder Situation helfen und wie alle Wünsche wahr werden. Die Gläubigen müssen keine Regeln einhalten, wie dies in einer traditionellen Religion meist der Fall ist – im Gegenteil: Das Individuum steht im Mittelpunkt. Das spiegelt Entwicklungen in unserer Gesellschaft, meint Religionspsycholog Sebastian Murken. **3. Februar, 8.30, Radio SRF 2**

Hinschauen. Israelis und Palästinenser befinden sich zwar nicht in einem offenen Krieg, von Frieden sind die zwei Parteien jedoch weit entfernt. Mittendrin stehen die Beobachter des ökumenischen Begleitungsprogramms in Palästina und Israel. Sie dokumentieren Menschenrechtsverletzungen und versuchen, zwischen Israelis und Palästinensern zu vermitteln. Freiwillige leisten jedes Jahr einen dreimonatigen Einsatz, unter ihnen auch viele Schweizer. Ein Besuch in einem kleinen palästinensischen Dorf, wo einige Beobachter stationiert sind. **17. Februar, 8.30, Radio SRF 2**

Ins Netz gegangen. Jede freie Minute vor dem Computer verbringen: Führt dies nicht in eine Scheinwelt? Neben allen praktischen Vorteilen, die uns das Internet und die sozialen Netzwerke bringen, bergen sich auch Gefahren im World Wide Web. **2. Februar, 17.15, Fernsehen SRF 2**

Mutter der Atombombe. Lise Meitner war Wissenschaftlerin und Wegbereiterin der Atombombe wider Willen, Pazifistin, Jüdin: Ihre Biografie ist die unwahrscheinliche Geschichte einer Frau, die sich mit ihrer genialen Arbeit gegen alle sozialen und politischen Widerstände durchsetzte und es verdient, in einer Reihe mit Einstein, Heisenberg oder Hahn genannt zu werden, mit denen sie arbeitete. **2. Februar, 20.15, Arte**

TIPPS



Rückblick und Ausblick



Abschied und Abgang



Himmel und Erde



Brot und Boden

BUCH

AUFBRUCH

Noch ist es nicht gebaut, blickt aber bereits auf eine zehnjährige Projektgeschichte zurück: das «Haus der Religionen» in Bern. Das Buch «gegenwärtig, noch nicht fertig» zeigt dies in Wort und vielen Bildern: mit Exkursionen in die multireligiöse Schweiz und Beiträgen zur «Kunst und Notwendigkeit» des Dialogs. **SEL**

«GEGENWÄRTIG, NOCH NICHT FERTIG». Bezug (Fr. 38.–) im Buchhandel oder unter www.haus-der-religionen.ch

ZEITSCHRIFT

ABSCHIED

Eine Zeitschrift stirbt und fehlt urplötzlich: 22 Jahre lang überzeugten die «Schritte ins Offene», das Heft der kirchlichen Frauenverbände, mit Themen rund um «Emanzipation, Glaube, Kulturkritik». Sinkende Abozahlen erzwingen das Aus. Stilvoll der Abgang der Macherinnen mit einer Nummer zum «Abschied». **SEL**

«SCHRITTE INS OFFENE». (Nr. 1/13) Bestellung: Tel. 033 828 80 80 oder a.eggimann@schlaefli.ch

CD

AUFGANG

Das Klavierrezital «Sonnengesang» der Pianistin Silvia Harnisch klingt wie ein «direkter Draht zum Himmel» (Harnisch über Bach): mit Johann Sebastian Bachs Arie «Schafe können sicher weiden», Beethovens «Appassionata», Claude Debussys «Jardins sous la pluie» und Franz Liszts «Sonnengesang». **SEL**

«SONNENGESANG». Klavierrezital von Silvia Harnisch; Werke von Bach, Beethoven, Debussy und Liszt, CD, Fr. 29.–

KONZERTLESUNG

ANKLANG

Ein Stück Land verhilft Kleinbauern in Afrika und anderswo zu Unabhängigkeit. Doch die Agroindustrie mit ihren Monokulturen verdrängt kleinbäuerliche Betriebe. Die Konzertlesung «Pan y Tierra» (Brot und Boden) mit politischen und poetischen Liedern und Texten regt zum Nachdenken und Handeln an. **SEL**

PAN Y TIERRA. Konzertlesung von Brot für alle (Bfa), 16. Februar, 19.30, Heiliggeistkirche Bern

BILDER: ZUG/KARIN WIDMER



Emil Ramsauer bindet sein neues Tagebuch. Der Bassist der Eurovision-Band «Die Heilsarmee» dokumentiert seit 57 Jahren jeden Tag.

«Die Musik gehört zum Leben wie die Luft»

PORTRÄT/ Emil Ramsauer wurde durch den Popsong «You and me» berühmt. Dabei mag der Salutist lieber Blechmusik.

Der Faden will nicht ins Nadelöhr. Emil Ramsauer hält den weissen Zwirn und die Nadel etwas weiter weg und schaut angestrengt durch die Brillengläser. «Jetzt!» Dann stösst er die Nadel vorsichtig durch vierzehn aufeinanderliegende Papierbögen und verknüpft die Fadenenden. Der 95-Jährige bindet am Küchentisch seines winzigen Hauses in Thun sein Tagebuch fürs Jahr 2013. Sein siebenundfünfzigstes: Seit 1956 schreibt Emil Ramsauer jeden Abend die Ereignisse des Tages auf. Nur am 15. Dezember 2012 hatte er keine Zeit: Da zupfte er auf der Bühne der Bodensee-Arena in Kreuzlingen die Saiten seines Kontrabasses. «You and me» hiess das Stück, mit dem er und fünf andere Musiker der Heilsarmee das Schweizer Finale des Eurovision Song Contest gewannen.

BLECHMUSIK. Ausgerechnet mit einem Popsong. Dabei mag Ramsauer, der 37 Jahre lang Musikchef der Heilsarmee Thun war, viel lieber Blasmusik. «Das Lied ist schon recht, aber ich musste mich e chli dran gewöhnen», sagt er und

drückt die weissen Papierbögen zusammen. Jetzt kennt ihn die ganze Schweiz als Kontrabassisten, obwohl er viel öfter Horn oder Trompete spielt. Sein Vater brachte ihm das Trompetenspiel bei, als er zehn Jahre alt war. Auch dieser hatte es vom Vater gelernt. Alle waren sie Soldaten der Heilsarmee, der Urgrossvater als erster. Emil Ramsauer steht auf, zieht ein Album aus dem Regal und zeigt ein Foto, auf dem eine Braut mit runden Backen ins Instrument bläst: «Meine Tochter. Sie hats natürlich von mir gelernt.»

LEBENSELIXIER. Auch in den Fotoalben hat Emil Ramsauer die Stationen seines Lebens festgehalten. Darin kleben Reisetickets, Zeitungsausschnitte, Quittungen, ein Bussenzettel. Auf den Fotos sind meistens Menschen mit Instrumenten zu sehen, oft das Schweizer Militär, in dem Emil Ramsauer als Musiker gedient hatte. Und immer wieder die Heilsarmee. «Musik gehört zum Leben wie die Luft», sagt Emil Ramsauer. Oft setzen er und seine Frau Regula sich ins Wohnzimmer, er mit dem Horn, sie am Klavier. «Wir musizie-

ren zusammen, wenn wir glücklich und wenn wir traurig sind», sagt er. In letzter Zeit seien sie oft bedrückt. «Es sterben so viele unserer Bekannten, wir sind halt alle alt geworden.» Zehn Namen von Verstorbenen listete er letztes Jahr auf der hintersten Seite seines Tagebuchs auf.

HÖHEPUNKT. Mit dem Lineal zeichnet Emil Raumsauer jetzt auf jede Seite sieben Felder. Jeder Tag muss in einem Kästli Platz haben. Grinsend schaut er auf: «Da muss man so alt werden, um so was zu erleben!» Es sei toll gewesen in Kreuzlingen, doch seinen grössten musikalischen Höhepunkt habe er 1942 erlebt: «Wir marschierten mit 300 Bläsern und 40 Tambouren des Militärs durch Zürich, alles stimmte.» Einen Moment lang schweigt er, die tiefen Furchen im Gesicht bleiben ruhig. «Und wenn ich die feuchten Augen der Damen und Herren im Altersheim sehe, für die Regula und ich jeden Monat musizieren, berührt mich das ebenso fest wie dieser ... äh ... Eurovis... – Regula, wie heisst der schon wieder?» **ANOUK HOLTHUIZEN**

EMIL RAMSAUER ist 1918 im Kanton Appenzell geboren. Bis zu seiner Pensionierung arbeitete er als Buchbinder. 1942 zog er nach Thun, wo er seine erste Frau kennenlernte und mit ihr vier Kinder bekam. Mit seiner zweiten Frau, Regula, lebt der 95-Jährige seit 27 Jahren zusammen. Ob «Die Heilsarmee» im Mai am Eurovision Song Contest in Malmö auftreten wird, war bei Redaktionsschluss (16. Januar) noch offen. **AHO**

GRETCHENFRAGE

MAYA GRAF, NATIONALRATSPRÄSIDENTIN

Christliche Werte vertreten und in Taten umsetzen!

Wie haben Sies mit der Religion, Frau Graf?
Religion ist für mich etwas Persönliches. Christliche Werte sind mir wichtig. Aber mit den Institutionen habe ich oft Mühe. Vor allem wenn sie stets das Trennende statt das Verbindende betonen.

Woran denken Sie konkret?
Ich erlebe die monotheistischen Religionen sehr patriarchal. Ihre Botschaft könnte so versöhnlich sein – sie kommt aber oft absolut und missionarisch daher. Dabei geht es doch um eine Botschaft, die uns persönlich und gesellschaftlich weiterbringen sollte.

Sie wurden mit 21 Jahren Mitglied der Sissacher Kirchenpflege. Wie kam das?
Wahrscheinlich fiel ich in unserem Dorf damals auf, weil ich mich in einer Öko-Jugendgruppe engagierte und als junge Frau beim Weltgebetstag mitmachte. Ich war dann in der Kirchenpflege natürlich das mit Abstand jüngste Mitglied.

Und wie haben Sie das erlebt?
Zuerst etwas frustrierend: Oft prallte ich mit meinen Ideen gegen eine Wand. In der zweiten Amtszeit erhielt ich dann eine Kollegin mit ähnlichen Vorstellungen. Zusammen konnten wir Anträge ausarbeiten und – dank guter Lobbyarbeit – auch durchbringen. Das war sehr befriedigend. Ich denke, ich lernte dort tatsächlich das politische Handwerk.

Was haben Sie denn konkret erreicht?
Wir konnten im neu eröffneten Kirchgemeindehaus einen Jugendtreffpunkt einrichten. Später stellte die Kirchgemeinde einen Jugendarbeiter an, und die Einwohnergemeinde investierte in offene Jugendarbeit. Es waren Pioniertaten, und sie existieren heute noch.

Wenn Sie – als Nationalratspräsidentin – einen Wunsch frei hätten an die Reformierten, welcher wäre das?
Dass sie politischer auftreten und handeln. Schöne Leitsätze sind gut und recht, aber christliche Werte müssen hörbar vertreten und in Taten umgesetzt werden. «Bewahrung der Schöpfung» heisst ja nichts anderes als «die Umwelt schützen». Und Nächstenliebe heisst «Solidarität mit den Schwächsten in der Gesellschaft». **INTERVIEW: RITA JOST**



MAYA GRAF, 51 ist Sozialarbeiterin, Biobäuerin und Familienfrau. Die Sissacherin stieg mit 21 Jahren via Kirchenpflege in die Politik ein. Es folgten Parlamentsmandate auf Gemeinde-, Kantons- und Bundesebene. 2013 präsidiert sie als erste Grüne den Nationalrat.



VERANSTALTUNG

VORTRAGSREIHE
STERBEN. HILFE.
«Sterbehilfe» ist ein schillernder Begriff. Er weckt Hoffnungen, schürt Ängste, schreckt ab. In der Schweiz ist es nicht verboten, jemandem beim Suizid behilflich zu sein, solange man nicht vom Tod dieses Menschen profitiert. Sterbehilfeorganisationen leisten Beihilfe und lassen sich diese von Mitgliedern bezahlen. Zehntausende sichern sich eine Mitgliedschaft und bezeichnen diese oft als prophylaktische Massnahme. Welchen Druck üben die Gesellschaft und unsere (Wunsch-)Vorstellung von einem autonomen

Leben auf unsere Entscheidung aus? Was sagt die christliche Ethik? Und was die Medizin? Vier Fachleute (Frank Mathwig, Ethiker; Jaqueline Minder, Alterspsychiaterin; Bernadette Fittkau-Tönnemann, Palliativmedizinerin; Steffen Eychmüller, Leiter Palliativmedizin am Inselhospital) legen im Rahmen einer Vortragsreihe in der Kirchgemeinde Kirchlindach ihre Sicht dar und diskutieren mit dem Publikum. **RJ**

STERBEN. HILFE. Vortragsreihe im Pfrundhaus Kirchlindach (jeweils 19.30):
Donnerstag, 31. Januar (Mathwig);
Freitag, 8. Februar (Minder);
Donnerstag, 14. Februar (Fittkau);
Donnerstag, 21. Februar (Eychmüller).
Detailprogramm: www.kirchlinda.ch